

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società
svizzera di preistoria

Band: 43 (1953)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

war von dessen Herrscher abhängig. Unter Askayamuk, dem 14. Herrscher der Afrighiden-Dynastie, wurde das Land von Qutaiba ibn Muslim, der seit dem Jahre 704 als Statthalter der Omayyaden in der nordpersischen Provinz Chorasan eingesetzt war, erobert, und islamische Religion und Kultur hielten ihren Einzug.

Die Abbildungen sind dem Buch S. P. Tolstov, *po sledam drevne choresmijskoj Zivilisazii*, Moskau und Leningrad, 1948, entnommen.

XI. Bücherbesprechungen

Ernst Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Grenzen der frühgeschichtlichen Erkenntnis. I. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1940/41, 2. Abhandlung. Zweite unveränderte Auflage 1952. 147 Seiten.

Arbeiten über die Methoden der Urgeschichtsforschung sind so selten, daß solche größeren Umfanges immer beträchtliches Aufsehen erregen. Die erste Auflage dieser Publikation war denn auch nach einem Jahre erschöpft. Rezensionen haben sich damals mit den Ergebnissen Wahles auseinandergesetzt, und man erinnert sich, daß bisweilen Forscher, besonders jüngere, nahezu kopfscheu geworden sind. Verfasser und Herausgeber haben bemerkt, daß das Interesse an der Arbeit unvermindert anhielt und nun auch das des Auslandes hinzukam. Deshalb die unveränderte Neuauflage. An sich sollte also eine Rezension nicht mehr erfolgen müssen. Nun schreitet aber die prähistorische Forschung so rasch vorwärts, daß es immerhin interessant ist, das Buch vom heutigen Blickpunkt aus nochmals anzusehen.

Die Höhe des Diskussionsniveaus, der Verzicht auf jegliches Bildmaterial, die nicht gerade zur Lektüre ermunternde Trockenheit der drucktechnischen Anordnung verpflichten zum vornehmsten Fachmann und den besonders Interessierten zum Studium der Arbeit. Ich habe sie nun erneut vorgenommen und wiederum ganz durchgelesen — und habe sie einigermaßen beruhigt aus der Hand gelegt. Wahle sagt mit Recht, daß das Thema jeden Forscher auf dem Gebiet der Urgeschichte interessieren müsse. Es gehört ja auch der Versuch, die Kulturen der Urgeschichte in historische Völker ausmünden zu lassen, zu den vornehmsten Aufgaben dieser Disziplin. Freilich wird auch für jeden ernsthaften Forscher von jeher klar gewesen sein, daß das erreichbare Bild der Urgeschichte Europas so wenig an das sogenannte historische Bild der Antike in seiner Vollständigkeit und Vielfalt herankommen könnte wie dieses an das der Neuzeit. Die auf dem Gebiet der Urgeschichtsforschung zu lösenden Aufgaben sind aber auch so groß und großartig genug. Das geschichtliche Bild der Urzeit wird schon der Quellenlage nach ein anderes sein als das der sogenannten historischen Epochen. Wahle ist in dieser Hinsicht zu ähnlichen Resultaten gelangt, wie ich sie auch in meinen Vorlesungen vertrete. Hierher gehört vor allem das Fehlen einer Kenntnis der historisch direkt handelnden Persönlichkeit, wie auch die Tatsache, daß wir für die Urzeit den historischen Vorgang nur indirekt fassen können, indem wir ihn aus einer Folge fertiger historischer Situationen erschließen. Wahle legt weiter dar, daß eine archäologisch feststellbare Kulturprovinz durchaus nicht mit dem Gebiet eines geschlossenen Stammes oder Volkes identisch sein müsse, sondern daß sie den Bereich der Lebenskraft einer gewissen Bevölkerung darstelle. Das Gewicht wird hier auf das Zentrum eines Machtgebietes gelegt. Dieses Bild ist insofern zu ergänzen, als man mehr oder weniger klare Randgebiete mit dem Begriff der Einflußsphäre fassen müssen. Dieser Begriff scheint mir für die Erfassung des Bewegungsvorganges ein besonders wichtiger zu sein. Er ist direkt historisch verwendbar. Die Auseinandersetzung Wahles mit diesem Thema geht nun in einer ganz bestimmten Richtung. Sie untersucht vor allem die Stellung der typologischen Methode der prähistorischen Archäologie. Er tut dies mit einem sehr großen forschungsgeschichtlichen Aufwand, der der Klarheit der Ge-

dankführung nicht immer zum Vorteil gereicht. Man erinnert sich natürlich an die Vorliebe Wahles für dieses Gebiet, wogegen selbstverständlich nichts einzuwenden ist. Heute (1953) scheint einem aber doch die intensive Auseinandersetzung mit Kossinna in diesem Umfang als nicht mehr im gleichen Maße interessant und nötig wie 1939 (dem Abfassungsjahr der Arbeit). Damals war die Situation anders, schon angesichts der Verherrlichung, die Kossinna um diese Zeit in Deutschland erfuhr. Wir unterschätzen hier die Leistung (und den Mut) Wahles durchaus nicht. Unsere heutige Basis an Quellenmaterial ist durch viele sichtende Arbeiten um so viel breiter geworden als die Kossinnas, daß der Vergleich mit seinen Leistungen der Forschungsgeschichte überlassen werden muß. Wir würden es heute lieber sehen, wenn Wahle statt dieser Exkurse einige Fragen behandeln würde, die für das gestellte Thema von grundlegender Wichtigkeit sind. Der Untertitel der Arbeit Wahles deutet an, daß der Verfasser weitere Fragen zu behandeln beabsichtigte. Ob dies geschehen wird, weiß ich nicht. Die 2. Auflage macht auch keine Andeutungen in dieser Hinsicht. Ich hätte es z. B. sehr gerne gesehen, wenn Wahle den Begriff des Volkes näher abgeklärt hätte. Man möchte gerne wissen, wie er ihn eigentlich versteht. Er kommt ja so ungefähr zum Resultat, daß nur die schriftliche Überlieferung der Urgeschichte letztlich die Möglichkeit gebe, eine Kulturprovinz und einen Volksnamen zur Deckung zu bringen. Auch die Bedeutung und der Wert des bloßen Volksnamens wäre einer Untersuchung wert. Wir wollen nicht vergessen, daß mit dem Begriffe „Volk“ etwa in der alten Geschichte je nach Quellenlage ganz verschieden umgesprungen wird. Nehmen wir einmal den Begriff der Römer und der Skythen. Der historisch Gebildete weiß, daß die Römer ursprünglich die Bewohner der Stadt Rom sind. In der Zeit, da die Römer in Gallien auftreten, sind sie es nur noch in sehr bedingter Weise. Wenn später ein römischer Kaiser spanischer Herkunft ist, so ist er trotzdem „Römer“ und beherrscht „Römer“. Jedermann weiß natürlich, daß der volksmäßige Begriff der Römer ein unendlich kompliziertes Gebilde blutmäßiger und kultureller Art ist und daß zur Bildung dieses Begriffes auch prähistorische Gruppen beitrugen, die als solche in „historischer“ Zeit überhaupt nicht mehr klar in Erscheinung treten. Nun verwendet die antike Geschichte den Namen „Skythen“ ähnlich wie den der Römer. Man gibt sich aber viel weniger Rechenschaft von der Möglichkeit, daß die inneren Verhältnisse dieses Volkes ähnlich kompliziert liegen können wie bei den Römern. Die schriftlichen Quellen sagen darüber verhältnismäßig wenig aus, also macht man sich darüber auch nicht weiter Gedanken, es sei denn, die Archäologie tue es. Ich meine damit, daß die Kenntnis des Volksnamens noch nicht alles bedeutet. Nehmen wir ein neueres Beispiel: die Bewohner des schweizerischen Tessintales, also die Tessiner. Sie haben heute kaum mehr einen eigenen Namen. Um die innere Struktur dieser Menschengruppe kümmert sich der neuere Historiker kaum. Wir wissen aber, daß es sich um eine recht zusammengewürfelte Gesellschaft handelt. Historisch (auf Grund der literarischen Überlieferung) können wir ahnen, daß Langobarden, Römer, Kelten und Ligurer ihren Beitrag zu diesem heutigen Volk geliefert haben. Die eigentliche Bestätigung stammt von der Archäologie, und diese weist überdies etruskischen Einfluß und als wenigstens sehr wahrscheinlich eine venetische Zuwanderung nach. Ich möchte also unterscheiden haben zwischen dem Volksnamen, wie er für die Geschichte der obersten Volksschichten in der Regel verwendet wird, und seinem effektiven Gehalt. Es muß doch zuerst einmal definiert werden, wovon man sprechen will, und dies scheint mir Wahle nicht in genügendem Maße zu tun. Es ist durchaus möglich, daß wir auf archäologischem Wege zu einer ganz anderen Art Geschichte als der gewohnten hauptsächlich politischen gelangen werden. Es ist weder überraschend noch betrüblich, daß wir heute noch nicht für jede Einzelercheinung, ja auch nicht für manche große Kulturprovinz, eine gültig aussehende Erklärung bereit haben. Wir wissen ja genau — und auch Wahle weiß es — daß unsere Fundmaterialien wissenschaftlich noch lange nicht so aufgearbeitet sind, wie man es sogar nach heute bekannten Methoden tun könnte. Dies braucht Zeit und ist zu bedenken. Diese Aufarbeitung allein schon wird unser Verständnis für historisches Geschehen in der Urzeit gewaltig vorwärts bringen und unser heutiges Bild ändern. Im Kleinen erleben wir dies jährlich. Es ist nicht nötig, Beispiele zu nennen. Auch Wahle kann sich diesem Tempo der Entwicklung unserer Forschung nicht entziehen. Er sagt am Schluß: „Natürlich arbeitet die hier vorgeschlagene Überbrückung der sogenannten Klüfte auch nur mit dem tatsächlich vorliegenden Stoff — welches

Mittels wollte sie sich denn dort bedienen, wo die Schriftquellen nicht mehr reden?“ Ich denke, daß wir an schriftlich gut belegten Beispielen unsere archäologischen Methoden schärfen sollen. In einer Arbeit über methodische Grundfragen wie der vorliegenden sollte man nicht in erster Linie möglichst knifflige oder gar in der schriftlichen wie in der archäologischen Überlieferung noch nicht genügend belegte Beispiele behandeln. Man sollte doch nicht so tun, als erhebe die urgeschichtliche Archäologie heute den Anspruch, schon jedes Rätsel lösen zu können. Eines der Hauptbeispiele Wahles ist die Frage des Nachweises der Stämme des Ariovist am Oberrhein. Er kommt im Falle des Wangionengebietes usw. zum Schluß, daß ein Wechsel von keltischem zu germanischem Fundgut nicht vorliege und daß nur die schriftliche Überlieferung die germanischen Wangionen in Rheinhessen nachweisen könne. Nun, es hat sich inzwischen gezeigt, daß diese schriftliche Überlieferung falsch gedeutet wurde und der einfache archäologische Befund richtig gesprochen hatte. Seite 113 fragt sich der Verfasser, ob die Träger der Urnenfelderkultur, die sich von Osten nach Westen bewegen, wirklich von einem einen politischen Faktor darstellenden Volkstum getragen wurden. Wahle spricht hier ganz aus der Situation von 1939 heraus. Heute fragen wir uns, ob die frühe Urnenfelderkultur Süddeutschlands und der Nordschweiz überhaupt einer Bewegung entspringe und ob infolgedessen der folgende Satz Wahles heute einen Sinn habe: „Die in den Urnenfeldern zum Ausdruck kommende Lebenskraft des illyrischen Volkes entbehrt eben des zuverlässigen Hintergrundes der Schriftquellen.“ Ansichtsänderungen entsprechen häufig einem Fortschritt, nicht einem Ungenügen der Forschung. Wir fragen uns, ob in dem genannten Gebiet überhaupt von Illyriertum in diesem Zusammenhang gesprochen werden muß. Ebenso ist ein anderes Beispiel Wahles kaum mehr stichhaltig, nämlich daß die westliche Provinz der Hallstattkultur keltisch und die östliche illyrisch sei. Heute spricht vieles dafür, daß dieses ganze Gebiet den Kelten zugesprochen werden muß.

Wahle sagt Seite 133: „Wichtiger als alles Suchen nach den typologischen Reihen ist in Zukunft also die Kombination.“ Natürlich wendet er sich vor allem an die Kossinnaschule. Denn längst wird doch von seriösen Prähistorikern nicht anders gearbeitet, als dieser Vorschlag es sagt. Die Möglichkeit dazu freilich bietet sich nicht überall im gleichen Maße.

An der vorliegenden Schrift läßt sich in sehr befriedigender Weise erkennen, daß die Urgeschichtsforschung mit tatsächlichem Erfolg weiterschreitet. Wenn sie da und dort einmal auf ein Nebengeleise gerät, so wird sich dies mit der Zeit zeigen. Freilich ist mit sauberer Methode anzustreben, daß dies soweit wie möglich vermieden wird. Wie gesagt gibt es wenige, die sich der theoretischen Weiterentwicklung dieser Methode widmen. Schon deswegen ist der Beitrag Wahles hoch einzuschätzen, und es ist zu hoffen, daß seine angedeutete Fortsetzung erscheinen wird.

E. Vogt

Richard Pittioni, Vom geistigen Menschenbild der Urzeit. Verlag Franz Deuticke, Wien 1952, 134 S., 1 Umschlagbild.

Mit dieser Arbeit setzt der Verfasser die Reihe seiner Schriften zu grundsätzlichen Fragen der Urgeschichtsforschung fort. Unter Benützung der kürzlich von ihm selbst entwickelten Nomenklatur versucht er, mit einer bestimmten Interpretationsmethode, „deren Wesen durch die Frage nach dem geistigen Hintergrund einer mit urgeschichtlichen Quellen belegbaren Erscheinung umrissen wird, in die geistige Sphäre des urzeitlichen Menschen vorzudringen“ (S. 128). Zu diesem Zweck diskutiert er acht als wesentliche Bestandteile einer „Kulturganzheit“ erachtete Kategorien für alle „Epochen“ der Urzeit: Werkzeugkunde, Wirtschaftsform, Siedlungsform, Gesellschaftsform, Vorstellungsinhalt, Sprache, Bildliche Darstellung und Beziehung zum Jenseits. Das Ergebnis ist am Schluß (S. 129) in Form einer Begriffs-Tabelle zusammengefaßt.

So wenig man an den Bemühungen des Verfassers vorbeigehen kann, so wird man doch über seine Wege und Ergebnisse geteilter Meinung sein können. Das beginnt schon bei der Frage, ob die von ihm neuerdings benutzte Nomenklatur sinnvoll, d. h. nicht zu einseitig gewählt ist und nicht mehr Verwirrung als Klarheit stiftet. Es hat doch den Anschein, als ob alt eingewurzelte Begriffe — man darf dabei auch an solche der Historie wie Altertum, Mittelalter und Neuzeit

denken — trotz offensichtlicher Einseitigkeit und Unschärfe im Laufe der Zeit einen ihnen gemäßen Sinngehalt erhielten und somit jeden, der sich um ihre Ausrottung bemüht, der Gefahr ausliefern, von niemandem mehr verstanden zu werden. Davon abgesehen wird man aber auch in Einzelheiten, besonders im Paläolithikum, dem Verfasser schwerlich immer beistimmen können, mindestens so lange nicht, als keine präziseren Erklärungen vorliegen. Im Ganzen scheint mir der Verfasser der Versuchung nicht entgangen zu sein, die geschichtliche Wirklichkeit vorschnell in das Prokrustesbett eines Systems zwängen zu wollen, was sich selbst bei Spengler und Toynbee nicht immer als glücklich erwiesen hat. Doch sei dankbar vermerkt, daß die Herausforderung zum Widerspruch manche Anregungen vermittelt hat. Weitere Versuche in dieser Richtung wird man mit Interesse erwarten dürfen.

Franz Fischer

Rudolf Grahmann, Urgeschichte der Menschheit. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, 1952, 311 S. mit 7 Tabellen, 110 Abbildungen und 5 Karten.

Der Versuch von R. Grahmann, einen breiten Leserkreis in sachlicher, leicht verständlicher Weise in die Urgeschichte der Menschheit und zwar vor allem in die verschiedenen Abschnitte des steinzeitlichen Wildbeutertums einzuführen, darf als gelungen bezeichnet werden. Das Buch enthält eine klare Zusammenfassung alles Wesentlichen und Wissenswerten und wird sicherlich nicht nur dem interessierten Laien, sondern als Nachschlagewerk auch dem Fachmann gute Dienste leisten. Letzteres vor allem deshalb, weil der Verfasser parallel zum europäischen Fundstoff das überseeische Material behandelt. In diesem Zusammenhang ist es nur bedauerlich, daß das Literaturverzeichnis nicht umfangreicher gestaltet und zur Erleichterung seiner Benützung nach Kapiteln geordnet werden konnte.

Das Buch gliedert sich in drei Hauptabschnitte, der erste die Erdgeschichte, der zweite die Abstammungsgeschichte des Menschen und der dritte die Kulturen und Geschichte des Menschen der Vorzeit behandelnd. Der Leser erhält zuerst eine knappe, aber sehr übersichtliche Einführung in die für das Verständnis der vorgeschichtlichen Menschheits- und Kulturentwicklung wichtigen Ergebnisse der Geologie. Anschließend bespricht Grahmann alle bis heute bekannten fossilen Menschenfunde von Bedeutung. Im dritten Teil finden wir Beschreibungen sämtlicher wichtiger alt-, (mittel-) und jungpaläolithischer Kulturen, und zuletzt einen Ausblick auf die jüngeren vorgeschichtlichen Perioden; der Verfasser hat hier alles zusammengetragen, was nach dem heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung sämtlicher Kontinente als wesentlich gilt, ohne den Leser durch eine allzu große Zahl von Hypothesen zu verwirren. Nur mit einem kann man sich nicht recht befreunden: die althergebrachten Bezeichnungen wurden von Grahmann strikte durch Ausdrücke wie „das Acheul“, „das Magdalen“, „das Capsa“ usw. ersetzt. Dies ist aber nur eine Nebensächlichkeit, welche den unbestreitbaren Wert des reich illustrierten Buches in keiner Weise herabsetzt. Ich möchte es jedem, der sich für die Fragen der Steinzeitforschung auf breiter Basis interessiert, warm empfehlen.

H.-G. Bandi

Festschrift zum 75. Geburtstag von Paul Reinecke am 25. September 1947, herausgegeben von Gustav Behrens und Joachim Werner. Verlag E. Schneider, Mainz 1950. 180 S. mit 43 Tafeln, 55 Abb., 1 Titelbild.

Wer sich jahrzehntelang mit unerhörter Produktivität in einem so weitgespannten Forschungsgebiet bewegt hat wie der Jubilar, wird kaum erwarten können, daß die ihm gewidmete Festschrift dies wiederzuspiegeln vermag. Doch umfassen die Beiträge des vorliegenden stattlichen Bandes eine ansehnliche Spannweite der Thematik, und die Akzente liegen dort, wohin auch P. Reinecke sich immer wieder gewandt hat, bei Fragen der Chronologie und innerhalb urgeschichtlicher Perioden bei der Völkerwanderungszeit, während räumlich der Balkan und Südosteuropa mehrfach im Mittelpunkt stehen. Die Anordnung der 16 Beiträge nach der alphabetischen Folge der Verfassernamen ist dem Einblick in die Struktur des Ganzen ebenso hinderlich wie sie nahe auf einander Bezogenes auseinanderreißt (z. B. Bittel-Milojčić, Schwantes-Krämer). Die zeitliche Verzögerung unserer Anzeige ermöglicht es, einzelne Beiträge nun in

Verbindung mit größeren Publikationen des Verfassers zu sehen; sei es, daß ein Aufsatz Auszug aus einem Buchkapitel (Bittel) oder seinerseits in einem Buchkapitel komprimiert ist oder durch eine andere Veröffentlichung ergänzt wird (Bott).

K. Bittel, Zur Chronologie der anatolischen Frühkulturen (S. 13—25, 1 synchron. Tabelle), gibt eine Übersicht über die Grundlagen der Chronologie von der Basis einer knappen Beschreibung der materiellen Reste sich überlagernder Kulturen ausgehend,¹ wobei er von der ältesten geschichtlich faßbaren Kulturperiode, der hethitischen, rückwärts schreitet. Fixpunkte zur absoluten Chronologie sind bis in die Mitte des 3. Jahrtausends gegeben einerseits durch die Schriftquellen aus den assyrischen Handelsniederlassungen in Kappadokien, die rund 2100 als untere Grenze der Frühbronzezeit annehmen lassen; andererseits durch anatolische Handelsobjekte aus akkadischen Fürstengräbern, die den Beginn der Frühbronzezeit um 2500 ansetzen lassen. Höher hinauf lassen sich für das Chalkolithikum Vergleiche zwischen dem anatolischen Hochland und Mesopotamien nur mittelbar anstellen. Im Gegensatz dazu sind Kilikien und Westanatolien mit Syrien und Mesopotamien durch dauernde Beziehungen verbunden. Mangels Untersuchungen sind die Verbindungen dieses Gebietes mit dem Osten (Troja I) noch unklar. Die Publikation der Funde von Tarsus, die hier von Bedeutung werden, hat unterdessen eingesetzt,² und die neueren Forschungen in Anatolien, die Zusammenhänge zwischen dem Hochland und dem Küstengebiet Kilikiens erkennen lassen, befreien dieses aus der scheinbaren Isolation.³ — *V. Milošević*, Köröš-Starčevo-Vinča (S. 108—118, Taf. 19—21, 1 synchron. Tabelle), erhellt in einer vergleichenden Studie Chronologieprobleme der ältesten jungsteinzeitlichen Kulturen Südostungarns und der angrenzenden Gebiete und kommt zu einer Parallelisierung der Kulturabfolge mit dem Ablauf im östlichen Mittelmeergebiet in absoluten Zahlen vom ausgehenden 4. bis zum beginnenden 2. Jahrtausend. Die Ausführungen sind wie die beigegebene Tabelle in der gleichzeitig erschienenen „Chronologie der jüngeren Steinzeit Mittel- und Südosteuropas“⁴ in viel knapperer Form eingebaut, so daß jede Beschäftigung mit Köröš-Vinča und deren Ostbeziehungen auf den Aufsatz zurückgreifen muß. Hauptergebnis ist die Erkenntnis, daß die Starčevo-Köröškultur mit der gleichzeitigen Dimini-Sesklokultur Glieder eines nach Kulturinventar (Keramikformen, Polychromie, Ornamentik, Idole, Altärchen), Siedlungsraum und wahrscheinlich auch Ethnos einheitlichen großen Kreises sind, dessen Zentrum und Ursprung in der Richtung von Kleinasien gesucht wird. Die Keramik vom Typus Vinča wird eindeutig als einer jüngeren Kultur zugehörig erwiesen, die gleichfalls den ganzen Südostbalkan umfaßt mit Ausnahme des südlichen Peloponnes, wo die voraufgehende Dimini-Sesklostufe bis in frühhelladische Zeit nachweisbar ist. Die Querverbindungen zwischen der Vinčakultur und spätneolithisch-frühhelladischen Erscheinungen in Griechenland geben einen terminus post für die zeitlich auf die Stufe Vinča folgenden Kulturen Mitteleuropas. — *F. Hančar*, Die Skythen als Forschungsproblem (S. 67—83), berichtet über die sowjetrussischen Forschungen zur Skythenfrage während der letzten zwanzig Jahre unter Beifügung reichbefrachteter Literaturhinweise. Die verschiedenen Probleme der Teilarbeitsgebiete (Anthropologie, Chronologie, Wirtschaftsgeschichte) werden durch planvoll organisierte intensive Bodenforschung gemeinsam einer Lösung entgegengeführt. Die Interpretation der bekannten wie der jährlich neu erschlossenen Phänomene steht unter dem Begriff eines „skythischen Stadiums“ (Mescaninov), womit eine vom spezifischen Volkstum unabhängige sozialökonomische Entwicklungsstufe gemeint ist, die auch im keltischen Westeuropa faßbar wäre. — *E. Kunze*, Verkannter orientalischer Kesselschmuck aus dem argivischen Heraion (S. 96—101, Taf. 16—18), weist auf Grund der Plinthenform eines gegossenen Stieres diesen als Fragment einer „Assurattache“ nach, seiner Gruppe vom „Vantypus“ zugehörig. Er hält die Stücke für Import aus dem südöstlichen Anatolien aus der Wendezeit vom 8. zum 7. Jh. v. Chr. Für das engere Arbeitsgebiet dieses Jahrbuches sind besonders die knappen Bemerkungen her-

¹ Vgl. K. Bittel, Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens (Tübingen 1945).

² H. Goldmann, Excavations at Cözlü Kule, Tarsus, I (Princeton 1950). Vgl. dazu L. Woolley, *Antiquity* 1952, 102—104.

³ W. Lamb, *New developments in early Anatolian Archaeology*, Iraq XI, 1949, 188—202.

⁴ (Berlin 1949) 70—81.

vorzuheben (S. 100), die den Beziehungen zu den vollplastischen figürlichen Kesselaufsätzen des Hallstattkreises gelten. — *P. Laviosa-Zambotti*, Nuovi orientamenti del metodo in paleologia (S. 102—107), setzt sich in den ersten Abschnitten mit einer Vehemenz von den großen Häuptern der Anthropologischen Schulen (Ratzel, Schmidt, Menghin) ab, die nicht gerade geeignet ist erkennen zu lassen, wie sehr ihre eigene Konzeption der Kulturentwicklung und -verbreitung ihnen verpflichtet ist. Die weiteren Ausführungen geben in gedrängter Form die Zusammenfassung des ersten Teiles eines gleichzeitig erschienenen Buches,⁵ wofür nicht nur der Jubilar der Verfasserin Dank wissen wird.

E. Sprockhoff, Chronologische Skizze (S. 133—149, Taf. 22—26), bemüht sich um das zeitliche Verhältnis der mitteleuropäischen Urnenfelderkultur zur nordischen Bronzezeit. Das Problem wird in zwei Fragestellungen zusammengefaßt. 1. Ist die Stufe Hallstatt B (HB) — jüngere Urnenfelderkultur (Uf II) mit Montelius IV (M IV) zu parallelisieren, so muß der Beginn von Hallstatt A (HA) — ältere Urnenfelderkultur (Uf I) innerhalb der nordischen Bronzezeit sehr hoch angesetzt werden. 2. Umfaßt die Stufe HB — Uf II die nordischen Perioden V und IV, so ergäbe sich daraus die Möglichkeit, von Norden her die mitteleuropäische Stufe HB-Uf II weiter zu gliedern. Daß dies möglich sein muß, wurde übrigens von E. Vogt immer wieder vermutet. Quellenmaterial zur Untersuchung dieser beiden Fragenkomplexe bietet eine Gruppe nordwestdeutscher Hortfunde (Rethwisch, Bäk, Simonshagen). Sie sprechen eindeutig für eine zeitliche Gleichsetzung von M IV mit HA — Uf I und zeigen in den Fremdformen eine enge Beziehung zum östlichen Urnenfelderkreis (Messer, Tüllenbeil, Zierknopf), nur geringe dagegen zum westlichen (Schwert). Als Periode, die absolut vor dem Beginn der mitteleuropäischen Urnenfelderkultur liegt, muß im Norden bis zu M II b und c hinaufgegangen werden, d. h. bis zum Horizont der Donauschwerter mit achtkantigem Griff, die Leitform der Hügelgräberkultur (Reinecke Bronzezeit C). Das bedeutet, daß der Beginn der Urnenfelderkultur in Mitteleuropa innerhalb der Periode M III der nordischen Bronzezeit zu suchen ist. Zur 2. Frage ergibt sich, daß der Formenkreis von HB - Uf II mit der Bronzetasche Typus Kirkendrup und Antennenschwert im Norden in der Weise differenziert erscheint, daß die Formen Kirkendrup sich auf M IV, der Horizont der Antennenschwerter auf die Periode M V des Nordens beschränkt ist, d. h. daß eine Gliederung der mitteleuropäischen HB - Uf II-Stufe vom Norden ausgehend möglich sein wird.

W. Dehn, Älter-latènezeitliche Marnekeramik im Rheingebiet (S. 33—50, Taf. 4—8), trägt, ausgehend von einer der „keramikfreudigsten“ Frühlatènegruppen Frankreichs, dem „Marnien“, unterstützt von ausgezeichneten Abbildungen, die Funde aus dem Rheingebiet zusammen, die neben Import echter Marnegefäße auch davon abhängige einheimische Töpfereierzeugnisse umfassen. Während die kulturelle Expansion der Latèneprovinz des Marnegebietes, wie sie vor allem in der Keramik zum Ausdruck kommt, ins Rheingebiet hinüberstrahlt, scheinen von diesem ausgehende Einwirkungen auf die Metallindustrie faßbar zu sein. — *G. Schwantes*, Die Jastorfzivilisation (S. 119—130), faßt in seinem methodisch aufschlußreichen Aufsatz die prinzipiellen Ergebnisse seiner früheren Untersuchungen zur Erseisenzeit Norddeutschlands zusammen und beschäftigt sich davon ausgehend vor allem mit zwei Problemen: mit dem Nachweis der genetisch völligen Unabhängigkeit der germanischen Jastorkultur von der gleichzeitigen keltischen Latènekultur einerseits, und andererseits mit den Ursachen der wechselnden Beziehungsintensität zwischen den beiden Gruppen. Jastorf und Latène werden überzeugend als selbständige Fortentwicklungen aus der jüngern Hallstattkultur gesehen, und die Frage ihres gegenseitigen zeitlichen Verhältnisses ist nur auf Grund der Kontakterscheinungen beantwortbar, wie sie sich im Überschneidungsgebiet beider Kreise darbieten. Eine Hauptursache dafür, daß die während der Hallstattperiode regen Südbeziehungen in der Jastorstufe ganz aufhören, wird darin gesehen, daß die Dominanz des Eisens, ermöglicht durch die nun einsetzende Verhüttung der reichen Sumpferzvorkommen, die alten Handelsverbindungen mit dem Süden, von denen die Bronzegießer abhängig waren, bis zum Wiederaufleben des Bronzehandwerks in der mittleren Jastorfzeit (LT III) gedrosselt hat. — *W. Krämer*, Ein außergewöhnlicher Latènefund aus dem Oppidum von Man-

⁵ Deutsche Ausgabe: Ursprung und Ausbreitung der Kultur (Baden-Baden 1950) 27—89.

ching (S. 84—95, Taf. 9—15), könnte in dem unsystematisch geborgenen Fundsatz der Stufe LT III eine willkommene paradigmatische Ergänzung zu Schwantes' Aufsatz aus keltischer Blickrichtung geben, wenn die von ihm für germanisch (d. h. Import der Jastorfkultur) angesehenen Typen nicht zahlreiche Parallelen in Ostfrankreich hätten.⁶

G. Behrens, Römische Fibeln mit Inschrift (S. 1—12)⁷, stellt, eine Knospe im Geburtstagsstrauß, römerzeitliche Fibeln mit Inschriften verschiedener Natur zusammen, von denen eine große Zahl in guten Zeichnungen abgebildet wird. — F. Sprater, Römerstraßen und Meilensteine (S. 131/2), glaubt auf Grund des Vergleiches des Abstandes zweier in situ gefundener Leugensteine von der römischen Rheinstraße im Süden von Speyer dem im Gelände gewonnenen Maß von 2300 m gegenüber dem aus den Itinerarangaben errechneten von 2200 m den Vorzug geben zu müssen.

R. Egger, Die ecclesia secundae Raetiae (S. 51—60), möchte in dem in Grado 578 verstorbenen und im dortigen Dom bestatteten Bischof Marcianus auf Grund einer Mosaikinschrift im Dom einen Augsburger Bischof erkennen, der während des zweiten Frankeneinfalles 574 sich nach Säben im Eisacktal zurückziehen mußte und dort das Bistum Säben gegründet hätte. — H. Zeiß, Spätmerowingisch-frühkarolingische Schildbuckel von Zuckerhutform (S. 173—180). Das ursprünglich für einen neuen Band der „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit“ bestimmte Manuskript von 1937 gelangt aus dem Nachlaß zum Abdruck. Zusammengestellt werden die deutschen Funde aus der Zeit von 650 bis 750. Das Verhältnis der analogen englischen Schildbuckelfunde zu den rheinischen läßt sich solange nicht genauer bestimmen, als eine genauere Chronologie der angelsächsischen Grabfunde aussteht. — P. Goebler, Zur frühalamannischen Zeit (Ulm und Pfullingen) (S. 61—66), zeigt an zwei Beispielen, wie wesentlich die Kenntnis der zu den alamannischen Reihengräberfeldern gehörigen Siedlungen ist, um den Anschluß an die geschichtlichen Quellen zu erlangen und deren Deutung zu sichern. Während für Ulm die Bodenforschung noch zu wenige Anhaltspunkte bietet, läßt sich in Pfullingen ein klarer Zusammenhang topographischer und historischer Art zwischen einem reichen Waffengrab vom Anfang des 8. Jahrhunderts, anliegender Kirche und überlieferter Dingstätte und Fronhof herstellen. — H. Bott, Eine frühlangobardische Bügelfibel aus Bayerisch-Schwaben (S. 26—32, Taf. 1—3), legt den Lesefund einer Bügelfibel aus dem Bereich des Reihengräberfeldes von Wittislingen⁸ vor. Die stilistische Eigenart läßt bestimmende Elemente der frühlangobardischen Formenwelt erkennen, die ihrerseits bedingt sind durch die Beziehungen der Langobarden der voritalischen Phase vor der Niederlassung in Pannonien zu anderen germanischen Stämmen. Die silbervergoldete Spange, die eine thüringische Grundform mit langobardischen Zügen verbindet, wird ins frühe 6. Jh. n. Chr. datiert und ihre Entstehung im böhmischen Kessel angenommen. Das Fundstück gehört zum ältesten Horizont des Gräberfeldes, in dem auch das von Bott genannte und inzwischen von J. Werner veröffentlichte reiche Frauengrab vom Ende des 7. Jahrhunderts lag. — J. Werner, Slawische Bügelfibeln des 7. Jahrhunderts (S. 150—172, Taf. 27—43), stellt, ausgehend von einem thesalischen Grabfund von Nea Anchialos, zwei Hauptgruppen von Bügelfibeltypen mit ihren Untergruppen zusammen. Gemeinsam ist ihnen die Herstellung in flachem Bronzeguß, Fehlen farbiger Einlagen, serienmäßige Herstellung in bestimmten Werkstätten, Verbreitung auf dem Balkan und in Südosteuropa und besonders wichtig der Umstand, daß sie fast ausnahmslos nicht paarweise gefunden resp. getragen wurden. Charakteristisch für die Gruppe I ist die Ausgestaltung des Fibelfußes zu einer menschlichen Maske und die häufige Verwendung des Vogelkopfmotivs. Es sind ukrainische Sonderformen des 7. Jh. n. Chr., die in Werkstätten des mittleren Dnjeprgebietes gefertigt wurden. Gruppe II umfaßt reliefverzierte Stücke mit eintöniger Ornamentik, in der Vogelköpfe überwiegen. Menschenmasken stellen die Verbindung zu Gruppe I her; beide Gruppen sind gleichzeitig und zudem formal von krimgotischen Fibeltypen abhängig, deren Produktion um die Wende zum 7. Jh. eingestellt wurde. Krimgotischer Import in die Ukraine als Vorbild

⁶ Nach Hinweis von E. Gersbach bei R. Nierhaus, *Gnomon* 23, 1951, 281.

⁷ Vgl. dazu den Nachtrag von R. Noll, *Römerzeitliche Fibelinschriften*, *Germania* 30 (1952) 3/4, 395 ff.

⁸ Vgl. J. Werner, *Das alamannische Fürstengrab von Wittislingen* (München 1950) 4, 5, 78. Taf. 17 1a und b.

für die einheimische Produktion läßt sich nachweisen. Dagegen sind die Träger dieser einheimischen Fibeln nicht, wie bisher angenommen, Germanen; dies bezeugt eindeutig das Fehlen des Bügelfibelpaares in der Frauentracht, wie es die gotischen Stämme überall beibehalten haben. Zudem finden einzelne Stilelemente der beiden Fibelgruppen nichts Vergleichbares im germanischen Kreis. Zwingende Kombination mit der historischen Überlieferung macht die Zuweisung dieser Fibeln des 7. Jh. an die Slawen möglich. Ihre Verbreitung erklärt sich im Zusammenhang mit der slawischen Völkerwanderung.

Victorine von Gonzenbach

Quartär, Jahrbuch für Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen, herausgegeben von L. F. Zotz, 5. Bd., 1951, 159 S., und 6. Bd. / 1. Halbband, 1953, 75 S. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn.

Der fünfte Band des von R. Grahmann und L. F. Zotz begründeten, von letzterem jetzt allein herausgegebenen „Quartär“ stellt eine wertvolle Ergänzung dieser wichtigen Reihe dar. Er enthält sechs größere Abhandlungen, nämlich von W. Wundt (Freiburg i.B.) über die Eisbilanzkurve und die Gliederung der Eiszeit, von L. Zotz und G. Freund (Erlangen) über die paläolithische und mesolithische Kulturentwicklung in Böhmen und Mähren, von J. Kerekes (Acassuso, Argentinien) über die periglaziale Sedimentbildung in mitteleuropäischen Höhlen, von G. Heberer (Göttingen) über die Grundlinien der pleistocänen Entfaltungsgeschichte der Euhomininen, von K. D. Adam (Stuttgart) über den Waldelefanten von Lehringen bei Verden an der Aller, und von K. Ehrenberg (Wien, zurzeit Pichel am Mondsee) über 30 Jahre paläobiologischer Forschung in österreichischen Höhlen. Daran anschließend folgen Nachrufe auf Albrecht Penk (H. Spreitzer), Hugo Obermaier (K. H. Jacob-Friesen) und R. R. Schmidt (W. Hülle), sowie Mitteilungen über die Tagung der Deutschen Quartärvereinigung in München im Jahre 1950 und über die Gründung einer „Hugo Obermaier-Gesellschaft für die Erforschung des Eiszeitalters und seiner Kulturen“ in Regensburg. Bücherbesprechungen beschließen den Band, dem ein Register der ersten fünf Bände des Quartärs beigegeben ist.

Die im Frühjahr 1953 erschienene erste Hälfte des sechsten Bandes bringt eine interessante Zusammenfassung über den urgeschichtlichen Menschen in Nordamerika und die Leitformen seiner Kulturen von Hannah Marie Wormington (Denver), einen ausführlichen Bericht über die seit 1948 wieder aufgenommenen Grabungen in der Salzmühle im Toten Gebirge von K. Ehrenberg und abschließend eine Schilderung der Tagung der Hugo Obermaier-Gesellschaft 1952 in Regensburg durch Gisela Freund.

H.-G. Bandi

Gisela Freund, Die Blattspitzen des Paläolithikums in Europa. Quartär Bibliothek, Bd. 1, Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1952, 369 S., 16 Abb., 1 Karte.

Gisela Freund bespricht im ersten Teil ihrer umfangreichen Arbeit über die altsteinzeitlichen Blattspitzen Europas das west-, ost- und mitteleuropäische Material, wobei letzteres, weil bisher etwas vernachlässigt, eine besonders eingehende Behandlung erfährt. Daran anschließend befaßt sie sich mit den Fragen der Entwicklung und Stellung der Blattspitzen im Kulturablauf des Paläolithikums in bezug auf räumliche Verteilung, typologische Entstehung und Ausbildungsmöglichkeit, Wurzelkulturen, Datierung und kulturelle Stellung.

Auf ein absolutes Minimum zusammengedrängt, lassen sich die von ihr herausgestellten Ergebnisse und Ansichten etwa folgendermaßen umschreiben: Abgesehen von wenigen Einzeltagen im frühen Altpaläolithikum gehören alle altsteinzeitlichen Blattspitzenfunde Europas der Würmeiszeit an. Man hat dabei zu unterscheiden zwischen einer von G. Freund als Prä- oder Proto-Solutrén bezeichneten altpaläolithischen und einer vor allem durch das westeuropäische Solutrén vertretenen jungpaläolithischen Gruppe. Erstere gehört dem ältesten Drittel der Würmeiszeit (Würm I/II und Anfang von II) an und „ist eine ausgesprochene Mittlerin zwischen Alt- und Jungpaläolithikum“ (S. 324). Abgesehen von einer eng begrenzten Fundgruppe bei Madrid („Sbaikien“) und einigen unsicheren englischen Funden fehlen altpaläolithische Blattspitzenindustrien in Westeuropa vollständig. Dagegen sind sie in Mittel- und Osteuropa weit verbreitet, und zwar als Prä-Solutrén in Mittel- und Süddeutschland sowie in Mähren, als Proto-Solutrén

in Ungarn und in vorderhand nicht näher zu klassifizierender Form in Polen und im Krim-Kaukasus-Raum. G. Freund vertritt die Ansicht, daß die verschiedenen von ihr herausgearbeiteten altpaläolithischen Blattspitzenzentren nicht in unmittelbarer Abhängigkeit voneinander stehen, sondern als Konvergenzerscheinungen aufgefaßt werden müssen. Sie geht dabei von der Überlegung aus, daß im Bereich von spätem Acheuléen und Moustérien, einzeln oder vermischt, die Herausbildung von Blattspitzen verhältnismäßig leicht erfolgen konnte. Die verschiedenen altpaläolithischen Blattspitzenindustrien führt sie unter Annahme von Kontinuität auf bestimmte Wurzelkulturen zurück.

Wesentlich anders ist das Verbreitungsgebiet der jungpaläolithischen Blattspitzenindustrien: es umfaßt vor allem Westeuropa, wo in Frankreich und Spanien das eigentliche Solutréen in reichem Maße nachgewiesen ist. Dieses wurzelt nach Ansicht von G. Freund (abgesehen von der noch nicht endgültig abgeklärten zentralspanischen Gruppe) nicht in einer selbständigen altpaläolithischen Blattspitzen-Fazies und ist auch nicht auf äußere Beeinflussungen zurückzuführen, sondern geht möglicherweise auf Ansätze zurück, die im späten Altpaläolithikum Frankreichs spürbar sind, in der Folge aber durch das Aurignacien vorübergehend verdrängt werden und erst später, bereichert um die Aurignacientechnik, im Solutréen zur Entfaltung kommen. Für Mitteleuropa wird der Nachweis jungpaläolithischer Blattspitzen-Industrien in Abrede gestellt. In bezug auf Ungarn und Südrußland vertritt die Verfasserin die Auffassung, daß die dort vorhandenen Fazies sich autochthon aus altpaläolithischen Vorläufern entwickelt haben und weder im streng typologischen, noch im chronologischen Sinn dem Solutréen westlicher Begriffsbestimmung zur Seite gestellt werden können, indem sie einzig die Blattspitze als gemeinsamen Besitz haben.

Unter diesen Voraussetzungen scheint uns die von der Verfasserin gewählte Terminologie nicht befriedigend zu sein: vor allem das Nebeneinander der Prä- und Protosolutréen, von denen schließlich keines den Ausgangspunkt für das Solutréen gebildet haben soll, leuchtet nicht recht ein.

Nachzutragen bleibt noch, daß G. Freund für die Herausbildung des Typus Blattspitze vier verschiedene Wege aufzeigt, nämlich die Ableitung vom Faustkeil, von der Handspitze, von gewissen altpaläolithischen Schaberformen und von randretuschierten Spitz- oder Doppelspitzen des Aurignacien.

Eine ins einzelne gehende Auseinandersetzung mit der vorliegenden Arbeit ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, da G. Freund eine große Zahl von Problemen sehr eingehend behandelt, deren Erörterung nicht in einigen Zeilen geschehen kann. Es ist selbstverständlich, daß verschiedene Gegenargumente vorgebracht werden können, die sich aber ebenso wenig endgültig beweisen lassen, wie viele der von G. Freund auf Grund sehr gründlicher Überlegungen geäußerten Ansichten. K. J. Narr ist vor kurzem auf chronologische und typologische Einzelfragen eingetreten und hat in überzeugender Weise gezeigt, daß hinsichtlich verschiedener Punkte andere Ansichten möglich sind (Germania 30, 1952, S. 211—214). Ohne hier im einzelnen darauf zurückkommen zu wollen, möchte ich ihm vor allem in bezug auf seine Skepsis hinsichtlich der von G. Freund angenommenen Existenz mehrerer unabhängigen Entwicklungszentren von Blattspitzenindustrien während des ausgehenden Altpaläolithikums und der von ihr geäußerten Vermutung, das Solutréen sei in Frankreich ohne äußere Beeinflussungen aus nicht deutlich faßbaren lokalen Vorformen entstanden, beipflichten. Dagegen muß anerkannt werden, daß G. Freund uns die bisher interessanteste Erklärung für die merkwürdige Sonderstellung des Solutréen innerhalb des Jungpaläolithikums gibt: ihre Darlegungen lassen ein Herauswachsen aus altpaläolithischen Industrien in technischer Hinsicht als wahrscheinlich erscheinen (gleichgültig, wo dies geschehen ist); das würde aber bedeuten, daß nicht, wie oft angenommen wird, das Solutréen sich keilartig zwischen die Klingenkulturen schob, sondern daß im Gegenteil letztere einen Unterbruch innerhalb der vom späten Altpaläolithikum zum Solutréen führenden Entwicklung hervorgerufen haben.

Die Herleitung der Blattspitzen aus Faustkeil- und entwickelten Abschlagindustrien des späten Altpaläolithikums wirft allerdings ein anthropologisches Problem auf, indem man sich fragen muß, ob die Träger der von G. Freund für die Entstehung der Blattspitzenindustrien als entscheidend herausgestellten Wurzelkulturen zur Sapiensgruppe gehörten, da die Übernahme

eines zum Beispiel von Neanderthalern entwickelten Gerätetypus durch eine Sapiensbevölkerung kaum in Frage kommen dürfte. Derartige anthropologische Zusammenhänge scheinen mir durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen.

Des weitern ist zu beachten, daß auch die Klingenindustrien aus dem Altpaläolithikum hervorgegangen sind und ihre Wurzeln, wie immer deutlicher wird, verhältnismäßig weit in diesen ältesten Abschnitt der Menschheitsgeschichte zurückreichen. Als Erklärung für dieses parallele Hervorwachsen von Klingen- und Blattspitzenindustrien aus Kulturen des späten Altpaläolithikums kann geltend gemacht werden, daß erstere im Gegensatz zu letzteren in einer Zone entstanden sein müssen, wo die entwickelte Abschlagtechnik nicht der Beeinflussung von Seiten der Kerntechnik ausgesetzt war. Trotzdem ist diese Doppelspurigkeit, die dann besonders im Jungpaläolithikum Westeuropas zum Ausdruck kommt, so merkwürdig, daß man sich fragen kann, ob es sich wirklich ausschließlich um eine Angelegenheit der technischen Entwicklung handelt. Gegen eine so einfache Lösung spricht wohl auch die von G. Freund erwähnte Tatsache, daß Blattspitzen im Gesamtablauf der Menschheitsgeschichte mehrmals und an verschiedenen Stellen der Erde in Erscheinung treten, so zum Beispiel im Neolithikum Europas, sowie bei vorgeschichtlichen und heutigen Primitivkulturen in Übersee. Anknüpfend an die Auffassung Bayers, das Solutréen sei ein steckengebliebener Versuch zum Neolithikum, sagt sie am Ende des Buches folgendes: „Dieser vollendete Typus der Lanzenspitze verging wie einem Entwicklungsgesetz gehorchend, erstand in anderen Zeiten und anderen Räumen, wie etwa auch in Afrika oder im Jungpaläolithikum Amerikas, erneut, um in mehrfachem Wechsel bis heute zu vergehen und zu entstehen“ (S. 326). Daraus läßt sich aber folgern, daß die technischen Voraussetzungen, welche die Entstehung von Blattspitzen möglich machten, recht zahlreich gewesen sind. Dies könnte bedeuten, daß das Technische nicht allein ausschlaggebend sein muß.

Ich wage es deshalb, die Frage zur Diskussion zu stellen, ob sich hinter dem Auftreten von Blattspitzen vielleicht noch etwas anderes verbirgt. So wie die Kulturen des höheren Jägertums die Klingentechnik oder die vom Prähistoriker als Mesolithikum bezeichnete Endphase des Wildbeutertums die Mikrolithik als besondere technische Charakteristika aufzuweisen scheinen, könnten vielleicht auch die Blattspitzen das Attribut einer bestimmten Entwicklungsrichtung und -phase sein.

Es ist mir nicht möglich, hier näher auf diese Frage einzutreten; ich möchte nur auf den von der Vorgeschichtsforschung noch wenig berücksichtigten Umstand verweisen, daß die Ethnologie zeigen konnte, daß aus der Grundkultur des niederen Jäger- und Sammlertums keineswegs nur das höhere Jägertum, sondern parallel dazu auch die schließlich zum Bauerntum führenden Entwicklungsrichtungen (Pflanzenbau und möglicherweise auch Tierhaltung) ausgegangen sein müssen. Es kann allerdings nicht daran gezweifelt werden, daß in Europa mit dem Eindringen des Aurignacien-Komplexes das höhere Jägertum vorherrschend wurde. Aber es wäre doch denkbar, daß auf unserem Kontinent wenigstens Ansätze zu anderen Entwicklungen in Erscheinung getreten sind. Dabei müssen wir uns allerdings bewußt sein, daß bei allen aus dem niederen Jäger- und Sammlertum hervorgegangenen Entwicklungsrichtungen, auch wenn sie nicht zum höheren Jägertum führten, die Jagd zweifellos sehr lange eine wichtige Rolle gespielt hat. Es genügte aber vielleicht, wenn daneben der Keim für etwas anderes vorhanden war, um eine gewisse kulturelle Sonderstellung hervorzurufen. Darin könnte der Schlüssel für die Lösung des Blattspitzenproblems über das rein Technische hinaus liegen.

Es wäre jedenfalls reizvoll, diese Frage einmal genauer zu überprüfen. Dabei dürfte man sich allerdings nicht auf die altsteinzeitliche Blattspitzenindustrien Europas beschränken, sondern müßte auch spätere oder in andern Gebieten erfolgte ähnliche Entwicklungen berücksichtigen. Ich denke hier vor allem an Nordamerika, wo auf die verschiedenen blattspitzenartigen Industrien verhältnismäßig rasch eine selbständige (?) Entwicklung des Pflanzenbaus erfolgt zu sein scheint.

Abschließend sei nochmals festgehalten, daß G. Freunds Arbeit über die Blattspitzen der Altsteinzeit Europas eine ganz vorzügliche, nicht durch allzu gewagte und verfrühte Folgerungen belastete Materialsammlung darstellt, für die wir sehr dankbar sein müssen. Sie bildet die Voraussetzung für jede weitere Behandlung dieses Problems.

H.-G. Bandi

Hans-Georg Bandi et Johannes Maringer, L'art préhistorique. Les cavernes, le Levant espagnol, les régions arctiques. Bâle, Editions Holbein et Paris, Edition Massin, 1952. Un vol. gr. in 8°, 168 p., 216 fig. en noir et en couleurs, cartes.¹

Les deux derniers élèves du regretté Obermaier, auteurs de ce nouvel ouvrage sur l'art préhistorique, ont voulu mener à chef un projet que leur maître avait à peine ébauché. Dans un esprit de vénération pour le grand préhistorien, mais sans se sentir liés absolument par les idées que celui-ci professait, ils ont réalisé un très bel ouvrage; les éditeurs lui ont assuré une présentation luxueuse et, du texte original en allemand ils ont fait faire des traductions en français, en anglais et en espagnol.

Ce livre, qui s'adresse non seulement aux préhistoriens, mais encore à tous ceux qui aiment l'art, ne fait pas double emploi avec d'autres publications récentes consacrées au thème de l'art préhistorique. En effet, les deux auteurs ont élargi le domaine qu'ils étudient, en débordant de l'art quaternaire (traité par M. Maringer) pour consacrer (par M. Bandi) un chapitre à l'art du Levant espagnol et un autre à l'art arctique.

On a ainsi une bonne idée de l'évolution de l'art primitif, des origines aurignaciennes à l'aurore de l'âge du Bronze nordique. La liberté des auteurs à l'égard des opinions de leur maître s'exprime particulièrement à propos de l'âge de l'art levantin espagnol; nous renvoyons à l'exposé que M. Bandi a déjà donné dans cet annuaire (SSP, 41, 1951, p. 156) sur ce sujet.

Nous avons déjà eu l'occasion, dans un autre périodique (Arch. suisses d'Anthropologie gén., XVII, 2, 1952), de faire quelques critiques de détail à M. Maringer. Répétons seulement que l'inventeur de la première gravure paléolithique, en 1833, le Dr. François Mayor, n'était pas anglais, mais citoyen de Genève! Et redisons notre doute très fort sur l'authenticité du Bison gravé sur plaquette calcaire de l'abri de la Genière (Ain) (p. 107), trop semblable à un Bison peint de Font-de-Gaume (Dordogne). Répétons aussi que ces chicanes n'altèrent en rien l'éloge que nous faisons de ce très beau livre, richement illustré, qui fait honneur à ses auteurs comme à ses éditeurs.

M-R. Sauter

Abbé Henri Breuil, Quatre cents siècles d'art pariétal. Les cavernes ornées de l'âge du renne. 413 S., 531 Abb., wovon 4 farbig, mehrere Karten. (Presses de la Sapho, Paris). Centre d'études et de documentation préhistoriques, Montignac (Dordogne) 1952.

Das vorliegende, vom belgischen Photographen Fernand Windels² realisierte Buch ist eine außergewöhnliche Kombination eines wohlhabgewogenen Textes mit einem gleichwertigen Bildteil: in die Sprache der Musik übersetzt, fragt man sich, ob Fernand Windels das Wort Abbé H. Breuils vertonte, oder ob umgekehrt die Worte zum Notensatz geschrieben worden sind. Jedenfalls handelt es sich hier um ein sowohl sprachlich als auch drucktechnik-photographisch hervorragendes Werk modernster Prägung, das zwar nicht einen umfassenden Corpus, wohl aber eine Veröffentlichung darstellt, „die über fast alle dekorierten Höhlen . . . das Wichtigste an Malereien und Gravuren dem Leser bekanntmachen will“ (Einleitung): d. h. es kommen in diesem Buch die Wanddekorationen und einige Beispiele der großen Kunst der Altsteinzeit (vom Aurignacien bis Magdalénien), aus den Höhlen Frankreichs, Spaniens und Italiens zur Sprache.

Historischer Abriß der Entdeckungen — Geburtsstunde der Kunst — Geographischer Überblick — Fragen des Erhaltungszustandes — Altersbestimmung der Höhlen mit Malereien — Zeitliche Abfolge und Entwicklung der erhaltenen Denkmäler — Fauna der untersuchten Höhlen — Die Werkzeuge der paläolithischen Künstler und ihre Technik — Die „sechs Giganten“: Altamira, Font de Gaume, Les Combarelles, Lascaux, Les Trois Frères, Niaux — Die übrigen Höhlen und Felsschirme mit künstlerischen Überresten in Frankreich, Spanien und Italien — Versuch einer chronologischen Gliederung — Bibliographie zur Höhlenkunst — das sind die Mark-

¹ Das Werk ist unter dem Titel „Kunst der Eiszeit“ auch in deutscher Sprache erschienen.

² Bekannt geworden hauptsächlich durch seine photographischen Arbeiten in der Höhle von Lascaux, von denen er eine Auslese in der Publikation „Lascaux, chapelle sixtine“ de la préhistoire, Montignac 1948“ vorgelegt hat.

steine, die dem Leser den Weg weisen, der die Seiten in der buchtechnischen Reihenfolge passiert, denen man aber auch nach Lust und Laune zu den einzelnen interessanten Abschnitten folgen kann.

Der ganz besondere Reiz an dieser Publikation ist die persönliche Note, spiegelt sich darin doch in erster Linie die fünfzigjährige Forschertätigkeit des Verfassers selber wieder. So sieht man auf einer Photographie aus dem Jahre 1902 vor dem Eingang zur Höhle La Mouthe den Verfasser als Fünfundzwanzigjährigen und auf einem Bild aus dem Jahre 1912 vor dem Eingang zur Höhle Tuc d'Audoubert den inzwischen zum bekannten Höhlenforscher herangereiften Abbé Breuil in Gesellschaft des Grafen Begouen, von dessen drei Söhnen und von Emil Cartailhac.

Das Bildmaterial ist vorzüglich. Selbst die Farb reproduktionen mangeln nicht der Qualität, wie das leider nur allzu oft der Fall ist. Oft sind die Wiedergaben allerdings so klar, daß man angesichts der Abb. 303 mit den „Mammouths et Bovidés au trait noir“ aus der Höhle von Pech-Merle bei Cabrerets unwillkürlich an André Bretons Streitfall mit dem Aufseher von Pech-Merle erinnert wird.¹ Etwas schwach scheinen mir die Karten geraten zu sein, vor allen vermissen ich eine allgemeine Übersichtskarte, weil sich ja die Schöpfer des vorliegenden Werkes „vornehmlich an das breite Publikum wenden“ (Einleitung).

Aber abgesehen von diesen zuletzt genannten Mängeln, die nicht zu sehr ins Gewicht fallen, handelt es sich beim Werke „Quatre cents siècles d'art pariétal“ um eine schöne Schöpfung modernster Buchdruckkunst: ein würdiges Denkmal für eine jahrzehntelange Gelehrtentätigkeit im Dienste der paläolithischen Höhlenkunst, das in die Bibliothek jedes Urgeschichtsfreundes gehört.

Walter Drack

Guttorm Gjessing, Norges Steinalder. Oslo 1945, 527 Seiten, 153 Abb.

Da seit dem Erscheinen des Buches bereits acht Jahre verflossen sind und Prof. Guttorm Gjessing sich in der Zwischenzeit von der norwegischen Vorgeschichtsforschung zurückgezogen hat, um sich als Direktor des ethnographischen Museums in Oslo anderen Problemen zuzuwenden, möchte ich mich sehr kurz fassen. Das Buch gibt einen vollständigen und leicht verständlichen Überblick über die bis zum Jahre 1945 gezeitigten Ergebnisse der norwegischen Altertumswissenschaft. Es ist offensichtlich in erster Linie für skandinavische Leser bestimmt, denn das Fehlen eines anderssprachigen Resumés setzt seiner Verwendungsmöglichkeit außerhalb Norwegens und seiner Nachbarländer Grenzen. Den Verhältnissen entsprechend, legt der Autor das Hauptgewicht auf die Besprechung der steinzeitlichen Jägerkulturen, die sich in dieser Zone, eingeleitet von den noch heute in bezug auf Herkunft und Altersstellung nicht eindeutig abgeklärten, sicherlich aber relativ früh in Erscheinung getretenen (ab 15 000 v.Chr.?) Komsa-, Fosna- und Nostved-Industrien, sehr lange, mindestens bis in die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends gehalten haben. Dabei wird auch die beachtliche steinzeitliche Jägerkunst Norwegens eingehend behandelt. Anschließend bespricht Gjessing die steinzeitlichen Bauernkulturen seines Landes. Der Wert des Bandes, der von der Norsk Arkeologisk Selskab herausgegeben worden ist, wird durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ebensolche Register noch vermehrt.

H.-G. Bandi

Friedrich Holste, Die Bronzezeit Süd- und Westdeutschlands. Handbuch der Urgeschichte Deutschlands, herausgegeben von Ernst Sprockhoff, Band 1, 128 S., 13 Textabb., 13 Karten, 26 Tafeln. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1953.

Mit der Drucklegung der Habilitationsarbeit Friedrich Holstes, der 1942 in Rußland den Soldatentod starb, hat der Herausgeber nicht nur einer Pietätspflicht dem Toten gegenüber genügt, sondern auch einen echten und lange schon bestehenden Wunsch der Forschung erfüllt. Denn die Bronzezeit Mitteleuropas, besonders die Süd- und Westdeutschlands, hat bisher noch

¹ A. Breton, Le scandale de la grotte préhistorique de Cabrerets, in: ARTS, Nr. 373 vom 22./28. August, Paris 1952.

keine umfassende monographische Bearbeitung gekannt. Nach den Anfängen der europäischen Bronzezeitforschung, die für immer dem Namen Montelius verpflichtet sein wird, hat zu Beginn unseres Jahrhunderts Paul Reinecke eine genauere Stufengliederung der süddeutschen Bronzezeit in Angriff genommen; trotz umfassender Detailarbeit, die inzwischen geleistet wurde, erwies sich diese Periode aber als so vielgestaltig und so undurchsichtig, daß ein Überblick immer schwieriger wurde, und so ist es kein Wunder, wenn die süddeutsche Bronzezeit allmählich etwas stiefmütterlich behandelt wurde. Hier hat Friedrich Holste eingehakt, und die Bronzezeit Mitteleuropas wurde sein ureigenstes Forschungsgebiet. In seiner Dissertation (Die Bronzezeit im nordmainischen Hessen, Vorgeschichtliche Forschungen 12, 1939) und in einer Reihe von Aufsätzen hatte er bereits wesentliche Beiträge zu diesem Thema geleistet, und so durfte man mit Recht auf seine Zusammenfassung gespannt sein. Es stand zu erwarten, daß Holste hier seine Auseinandersetzung mit P. Reinecke und G. Kraft zu einem gewissen Abschluß bringen würde. Man wird dem Herausgeber Dank wissen müssen, daß er das Manuskript unverändert zum Druck gebracht hat. Trotzdem der Abschluß der Arbeit schon mehr als zehn Jahre zurückliegt und die Forschung inzwischen weitergeschritten ist, konnte eine derartige Synthese posthum gar nicht geändert werden, sollte der Wurf im Ganzen nicht Schaden leiden. Man wird die geringen Nachteile, die sich aus einem gewissen „Veralten“ in manchen Punkten von selbst ergeben, was aber keinem wissenschaftlichen Werk erspart bleibt, um so eher in Kauf nehmen, als es nun möglich wird, an einer Synthese die Bedeutung neuerer Funde und Forschungen ungleich schärfer erfassen zu können als dies sonst möglich wäre. Daraus ergibt sich von selbst, daß es völlig fehl am Platze wäre, Holstes Arbeit etwa nur vom forschungsgeschichtlichen Standpunkt aus würdigen zu wollen.

Dem Sprachgebrauch der deutschen Forschung folgend schließt Holste die Späte Bronzezeit, der auf Veranlassung G. v. Merharts schon mehrere größere Arbeiten unter dem Begriff „Urnenfelderkultur“ gewidmet wurden, aus seinen Betrachtungen aus und behandelt die Frühe Bronzezeit, die Hügelgräberbronzezeit — die er „Reine Bronzezeit“ nennt — und zum Schluß „Die endbronzezeitlichen Fremdkulturen“, an die dann die Urnenfelderkultur unmittelbar anknüpft. Jedem Kapitel werden kurze und beachtenswerte Bemerkungen über Siedlungen, Gräber und Hortfunde vorangestellt und dann die einzelnen Gruppen beschrieben und gegenseitig abgegrenzt; am Schluß stehen je ein Kapitel über Kulturverhältnisse, Chronologie und Kulturbeziehungen, Geschichtliches und Zusammenfassung.

Die Gliederung der Frühen Bronzezeit in eine westliche (Adlerberg) und eine östliche Zone (Straubing) besitzt auch für die Schweiz erhöhtes Interesse, die übrigens, dem Thema entsprechend, nur gelegentlich berührt wird, wo dies für die süddeutschen Verhältnisse wichtig erscheint. Es ist offensichtlich, daß die grundlegende Arbeit von E. Vogt (Festschrift für O. Tschumi 1948, 53 ff.) hier eine neue Orientierung verlangt, wie sie Holste noch nicht möglich war, wobei möglicherweise auch die vor allem in der Keramik spürbaren Nachwirkungen der Schnurkeramik eine Rolle spielen können. — Bei der Behandlung der „Reinen Bronzezeit“ hat Holste angesichts der außerordentlich schwierigen chronologischen Verhältnisse den Weg eingeschlagen, jede Kulturgruppe für sich vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen, wobei er auf Querverbindungen stets hinweist, die Zusammenschau aber den Schlußkapiteln vorbehält. Mit Nachdruck weist Holste darauf hin, daß die einzelnen Gruppen nach dem ersten Stoß ungarisch-ostalpiner Einflüsse sich selbständig entwickeln, ohne daß aber der Zusammenhang im Ganzen verloren ginge. Klar hebt Holste sodann die endbronzezeitlichen Fremdkulturen heraus, denen er schon früh seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte; unter ihnen ist die Gruppe Mels-Rixheim für die Schweiz besonders wichtig, die in den Diskussionen der letzten Jahre mehrfach eingehend beleuchtet wurde.

Es ist an diesem Ort selbstverständlich unmöglich, auf Details näher einzugehen. Doch möchten wir aus der geschichtlichen Würdigung herausheben, was Holste über die Möglichkeit eines größeren historischen Ausblickes schreibt (S. 121 f.): „Für die Bronzezeit schwindet angesichts der tiefgreifenden kulturellen Abbrüche im Laufe der süddeutschen Metallzeit die Möglichkeit einer eindeutigen Anknüpfung an Völkernamen der späteren Zeit. Urkelten ist jedenfalls eine Benennung, die man heute noch nicht rechtfertigen kann. Wahrscheinlich werden wir auch

künftig daran festzuhalten haben, daß die Grabhügelbevölkerung der Bronzezeit einem namenlosen indogermanischen Volk angehörte, das sowohl zur Bildung der keltischen wie der illyrischen Volksgruppe beitrug.“ Diese vorsichtige Beurteilung, die es bei manchen Problemen vorzieht, eine Lösung im Augenblick noch abzulehnen und ganz offen unser Nichtwissen zu bekennen statt sich zu spekulativen Erklärungsversuchen herbeizulassen, die aber dem Forschungsstand zweifellos gerecht wird, eignet dem ganzen Werk. Friedrich Holste hat sich damit ein bleibendes Denkmal geschaffen, das uns seinen frühen Tod nur um so schmerzlicher empfinden läßt. Franz Fischer

Werner Coblenz, Grabfunde der Mittelbronzezeit Sachsens, Dresden 1952, 176 S., 11 Abb., 78 Tafeln, 8 Karten.

Die Sammelarbeit zur vorliegenden Monographie war bei Kriegsbeginn 1939 fast abgeschlossen, das Manuskript wurde 1946 neu überarbeitet und als Dissertation vorgelegt. Der detaillierte Fundkatalog ging in das Archiv des Landesamtes für Volkskunde und Denkmalpflege Sachsen in Dresden über; am Schluß des vorliegenden Buches figuriert nur ein stichwortartiges Verzeichnis, was leider eine Überprüfung der einzelnen Fundkomplexe sehr erschweren wird. Zum Glück ist der Text im allgemeinen sehr gründlich. Das zeigt sich schon in der Beschreibung der Gräber, für die 20 Seiten reserviert wurden. Wichtig ist dabei vor allem Coblenz' Tendenz, Besonderheiten in der Grabgestaltung nicht gleich zu Typisierungen zu stempeln. Im Zusammenhang damit greift der Verfasser die zweigliedrige Entwicklungsreihe Frenzels (W. Frenzel, Der Forschungsstand der Vorgeschichte in der Oberlausitz, Mannus 19, 1927) durch die Bronzezeit der Oberlausitz unter verschiedenen Aspekten mit guten Gründen an. In nächsten Abschnitten führt der Verfasser die typenreiche Keramik vor (S. 42—87); unter „Kleidung und Schmuck“ werden die verschiedenen Nadelformen, Ringvorkommen, Knöpfe und Scheiben aus Bronze besprochen (S. 88—118). In einem dritten Abschnitt der Materialkunde werden schließlich „Waffen und Geräte“ aufgeführt (S. 120—129): Pfeilspitzen sind neben je einem Dolch und einer Lanzenspitze die einzigen eindeutigen Waffenrelikte der metallarmen lausitzischen Bevölkerung der Mittelbronzezeit, während als Geräte Messer, Rasiermesser häufig, Sicheln, Pfriemen, Nadeln und Angelhaken selten vorkommen. In Frauengräbern erscheinen ab und zu auch Spinnwirtel aus Ton.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen 6 Karten mit der Streuung keramischer Eigenheiten und 2 weitere mit der Verbreitungsübersicht der sogenannten „Hirtenstabnadel mit Vierkantkrücke“, deren westlichste Vertreter aus Monéteau (Côte-d'Or), Grésine (Savoyen) sowie aus Auvernier (nicht Auvergnier), Concise und Pruntrut zusammen mit analogen Funden aus dem Mainzer Becken vom Verfasser mit der Ausweitung der Urnenfelderkultur zusammengebracht werden. Sehr einleuchtend hat der Verfasser letztlich im Kapitel „Chronologie“ die „Stellung der sächsischen Gruppe im übrigen lausitzischen Raum“, das Verhältnis der Lausitz zum Norden und zum Süden herausgeschält, wovon uns natürlich der Abschnitt „Lausitz und der Süden“ (S. 137ff.) am meisten interessiert, kommen doch dort die wichtigen Horizonte „Mels-Heiligkreuz“ und „Endingen-Binningen“ zur Sprache.

In einem Schlußkapitel „Auswertung“ kommt der Verfasser alsdann auf den „Ursprung der Lausitzischen Kultur“, die Bedeutung der „Mittelbronzezeit“-Phase in der Lausitzischen Kultur und endlich auf die „Bevölkerung“, deren „Zugehörigkeit“ und „Bevölkerungszahl und -aufbau“ zu sprechen. Entgegen der Arbeit von Richthofens (B. v. Richthofen, Die ältere Bronzezeit in Schlesien, 1926) umreißt Coblenz das Kulturgebiet der Lausitzischen Gruppe durch den folgenden Kreis: Elbe-Riesengebirge-Warthe (nordische Bronzezeit), womit der Verfasser gleichzeitig auch eine direkte Entwicklung der Lausitzischen aus der Aunjetitz-Kultur in Abrede stellt, ohne allerdings jeglichen Einfluß seitens derselben negieren zu wollen, vielmehr „muß angenommen werden, daß Ausstrahlungen der Hügelgräberkultur die ... Formen und Stileigentümlichkeiten ... nach dem Odergebiet brachten und dort im Verein mit Aunjetitzer und wahrscheinlich endneolithischen Gruppen die Lausitzische Kultur entwickelten“ (S. 159). Noch vorsichtiger behandelt der Verfasser schließlich die mit der Bevölkerung in Zusammenhang zu bringenden Fragen. Den Abschnitt „Zugehörigkeit“ beschließt er mit der richtigerweise kritischen Bemerkung, „daß unsere

Forschung hier noch für Jahrzehnte intensivster Arbeit nötig hat, und daß nur in Verbindung mit anderen Wissenschaften ein allseitig anerkanntes Bild entstehen kann. Es ist jedenfalls heute noch so, daß weder die Illyrier- noch die Slawentheorie Anspruch auf absolute Richtigkeit hat“ (S. 169). (Schuchhardts Germanentheorie ist längst zurückgewiesen.) Bei Behandlung des Themas „Bevölkerungszahl und -aufbau“ beschränkt sich der Verfasser nur noch auf Andeutungen, weil „die Sitte der Leichenverbrennung verbietet, vom Skelett direkt etwas ablesen zu können.“

Walter Drack

Kurt Bittel und Adolf Rieth, Die Heuneburg an der oberen Donau, ein frühkeltischer Fürstensitz. Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen 1950. Stuttgart und Köln 1951. 54 S., 8 Textabb., 18 Taf., 6 Pläne.

Die Heuneburg am Talhof bei Hundersingen, in dem an vorgeschichtlichen Denkmälern so reich gesegneten ehemaligen Oberamt Riedlingen in Oberschwaben gelegen, ist von einem ganzen Kranz z. T. sehr großer Grabhügel (Fürstengräber) umgeben, zu denen auch der Hohmichele, der größte Grabhügel Süddeutschlands, zählt. Eine kleine Schürfung durch W. Veeck im Jahre 1921 hatte Funde der späten Hallstatt- und der frühen Latènezeit gezeitigt; aber erst die seit dem Sommer 1950 immer wieder fortgesetzten Grabungen, die die Teilnehmer des Zürcher Kurses 1952 besucht haben (S. 8), ließen die ganze Bedeutung dieser vorzeitlichen Burg erkennen. Mehrere Befestigungsanlagen befinden sich dort übereinander im Boden, und die erstaunlichste Anlage liegt zuunterst in der Tiefe: ein 3 m breiter und 1,4 m hoher Sockel, der aus teilweise behauenen Steinen sehr sauber, aber noch ohne Mörtel versetzt ist, trägt eine ursprünglich wohl erheblich höhere massive Lehm-mauer, die aus gleichmäßig geformten, ungebrannten Lehmziegeln besteht, eine bisher unbekannte Erscheinung nördlich der Alpen. Die späteren Befestigungen bestehen dagegen aus den gewohnten Holz-Erde-Werken; nur die letzte Mauer ist wieder aus Stein errichtet. Unter den Funden sind eine Reihe von Fibeln zu erwähnen, wie überhaupt die Metallfunde überraschend zahlreich sind, ferner große Massen von weißgrundig-rotbemalter Keramik, die bisher sehr selten war. Besondere Erwähnung verdienen ein goldener Sieblöffel und der Scherben eines aus Unteritalien eingeführten griechischen Gefäßes, ein weiterer Beitrag zu dem intensiven Handelsverkehr der späten Hallstattzeit zwischen dem Norden und dem Mittelmeergebiet. — Die Veröffentlichung bezieht sich auf zwei Kampagnen im Sommer und Herbst 1950, so daß manche Angaben inzwischen überholt sein werden. Bei der Beschreibung teilen sich die Verfasser geschickt in Befund (K. Bittel) und Funde (A. Rieth). Unter den reichhaltigen Illustrationen verdienen zwei Tafeln mit farbiger Wiedergabe weißgrundig-rotbemalter Scherben Erwähnung, ferner die minutiös und exakt gezeichneten Profile und Pläne, die das Verständnis der manchmal komplizierten Situationen wesentlich erleichtern. Der Text dürfte auch dem Nichtfachmann verständlich sein, was angesichts der überraschenden Ergebnisse und der Bedeutung des ganzen Unternehmens sehr wertvoll ist.

K.K.-T.

Hans-Georg Bandi et Jørgen Meldgaard, Archaeological investigations en Clavering O, Northeast Greenland. With an anthropological appendix by R. Bay and J. Balsler Jørgensen. Dansk Pearyland Ekspedition, 1947—50. Meddelelser om Grønland, Bd. 126, Nr. 4. Copenhagen, Reitzels Forlag, 1952. Un vol. in 8^o, 88 p., 6 pl., 24 fig.

Dans cette monographie, publiée dans la série si importante des „Meddelelser om Grønland“, où les archéologues et les anthropologistes trouvent une mine inépuisable de documents de premier ordre, notre collègue le professeur H.-G. Bandi rapporte, avec son camarade danois, sur les fouilles qu'ils ont faites dans le nord-est du continent groenlandais, dans une région d'où l'homme esquimau a disparu depuis très peu de temps (XVII—XIXe siècles).

Si la civilisation à laquelle appartiennent les fonds de cabanes et les sépultures du site de Dodmandsbugten — civilisation de Thulé avec influences de celle d'Inugsuk — est en dehors du domaine de compétence de notre société, il convient pourtant de signaler cet ouvrage. Indépen-

damment du fait qu'il est l'œuvre d'un des nôtres, il présente un autre intérêt plus général d'ordre méthodologique. Trop souvent le fouilleur, mis en face de débris pré — ou protohistoriques, essaie en vain d'en imaginer la forme complète, l'emploi, la signification; d'autre part, il ne trouve que les éléments non périssables de la civilisation matérielle représentée, sans être à même de réaliser ce que pouvait être l'ensemble de cette civilisation. Des fouilles du genre de celles qu'a eu la chance d'effectuer M. Bandi sont utiles en ce qu'elles permettent de placer les quelques objets plus ou moins fragmentaires retrouvés dans un contexte culturel connu puisque, en définitive, la vie des Esquimaux révélée par les ethnographes ne diffère pas essentiellement de celle dont MM. Bandi et Meldgaard ont retrouvé les restes. La lecture de leur étude, on le voit, sera profitable à tous ceux qui s'intéressent à l'archéologie, même si les problèmes particuliers du passé esquimau ne les attirent pas.

M.-R. Sauter

Elisabeth Ettliger und Christoph Simonett, Römische Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa, mit einem Exkurs von L. Ohlenroth. Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa Band III, 128 S., 34 Taf., 31 Abb., sowie diverse Tabellen und Listen. Verlag Birkhäuser, Basel 1952.

Die hier veröffentlichte Schutthügelkeramik betrifft die alten Bestände des Vindonissamuseums aus dem Ost- und Westteil sowie die Funde aus den 1944 und 1948 im Westteil unternommenen Grabungen. Dabei wurden die Lampen, die Amphoren- und Reibschalenstempel sowie die Terra sigillata von vornherein ausgeschieden, letztere jedoch tabellarisch ausgewertet. Die zahlreichen sorgfältigen Zeichnungen und die Beschreibung der einzelnen Fundstücke hat C. Simonett seit 1935 angefertigt und 1946 mit dem gesamten Material E. Ettliger zur Bearbeitung übergeben. 1948 unternahm die Verfasserin mit V. v. Gonzenbach im Westteil eine Versuchsgrabung bis in 3 m Tiefe. Nach der hierbei angewandten stratigraphischen Methode wurden in genauer Vermessung Quadratmeter große Erdplatten von 20 cm Tiefe abgehoben, die einzeln untersucht und kartiert wurden. Dadurch haben sich für die Schutthügelprobleme in bezug auf Chronologie und Struktur neue Lösungsmöglichkeiten eröffnet. Stratigraphische Methode und Kartierungssystem sind inzwischen bei den neuesten im Westteil durchgeführten Grabungen, die bis in 7 m Tiefe vordrangen und damit die eigentliche schwarze Ablagerungsschicht erfaßten, weiter ausgebaut und präzisiert worden, worüber die Verfasserin in den Jahresberichten der Gesellschaft Pro Vindonissa Näheres ausführt. Danach ziehen sich unter der kompakten schwarzen Ablagerungsmasse Lehmschichten hin, die — vielleicht als Aushub von Lagerneubauten — in den Jahren 55—60 n.Chr. hierher geschafft wurden und schon damals keramische Einschlüsse aus claudisch-neronischer Zeit enthielten. Lehm und Bauschutt gehen also noch auf die Tätigkeit der 21. Legion zurück. Dann muß aber dieser Teil des westlichen Schutthügels schon von zirka 70 an und nicht erst seit dem Jahre 75, wie bisher angenommen wurde, als Kehrichthaufen benutzt worden sein. Im übrigen bestätigt die Grabung von 1950 die 1948 gemachten Beobachtungen, die die Publikation in vergleichenden graphischen Darstellungen festhält, daß die claudisch-neronische Keramik sich gegen den gewachsenen Hang hin konzentriert, während die Menge der flavischen Scherben gegen die nördliche Böschung hin zunimmt.

Der Hauptteil des vorliegenden Werkes besteht in einer umfassenden präzisen Typologie, wobei der Beschreibung der einzelnen Formen immer ein instruktiver Abschnitt über die beziehungsreiche Geschichte der jeweiligen keramischen Gattung vorangeht. Dabei wird oftmals deutlich, wie eigenartig in Vindonissa die einheimischen Latène-Traditionen und die streng profilierten imperialen Formen eines anders empfindenden, hochzivilisierten Kulturkreises sich durchdringen.

Die gallische bemalte Keramik, von E. Vogt 1931 für Vindonissa bis zirka 40 n.Chr. datiert, scheint hier doch bis über die Jahrhundertmitte durch aus dem Raurikergebiet zugewanderte Töpfer hergestellt worden zu sein. Ihre letzten Ausläufer sind in flavischen Gefäßen mit rotem, kleingeflammt glänzenden Überzug zu erkennen, die mit aufgemalten weißen Streifen an der Lippe — in Eschenz an Lippe und Wandung — verziert sind. Unter den Kochtöpfen sind gewisse, wie die graphische Statistik bestätigt, immer wiederkehrende Variationen des Halterner

Kochtopfes (Haltern 57 und Hofheim 87) als „Militärkochtopf“ anzusprechen. Bei der feinen Terra nigra fällt die in Vindonissa selbst hergestellte hochglänzende Ware sowie das Fehlen der tonnenartigen Töpfe mit Rädchenmustern auf. Die einfach helltonige Keramik umfaßt zu verschiedenem Gebrauch bestimmte Gefäße wie Honigtöpfe, mächtige Platten zum Auftragen von Speisen für die Soldaten, Schüsseln mit Kragenrand und solche mit eigenartiger Ausgußröhre, Räucherkelche und Kultgefäße. Diese gelegentlich rot marmorierten Kultgefäße tragen oft Schlangensymbole, manchmal auch Frösche. Doch scheint es sich bei diesen primitiv gebildeten Tieren meines Erachtens eher um Eidechsen zu handeln, was sich aber nur bei ganz erhaltenen Stücken am Schwanz entscheiden ließe. Beide Tiere gehören zum Symbolkreis des Mithraskultes, der schon in flavischer Zeit irgendwie hier ausgeübt worden sein muß.

Bei der kleinen interessanten Gruppe der grün glasierten Keramik wurden zweckmäßig die östlichen und italischen Importstücke von den „provinzialen“ Fabrikaten gesondert (formal wäre freilich die „östliche“ Ware auch „provinzial“). Während von den letzteren die Gefäße mit Modelrelief aus St-Rémy stammen, scheint die von Déchelette nicht visierte, in Vindonissa häufigste Form des kleinen Bechers mit Trichterrand in oder um Lezoux beheimatet zu sein. Die ein- oder mehrfarbigen Verzierungen in Barbotine sowie das Glasurverfahren selbst entstammen der östlichen Mittelmeertradition, die sich hier mit der aus dem Spätlatène übernommenen Gefäßform und den ebenfalls einheimischen Dekorationselementen wie Doppelfäden, Kreisen, Hufeisen und Punkten vereinigt. Gerade diese Verzierungsart verknüpft die grün glasierte mit der unmittelbar nachfolgenden gefirnißten „rätischen“ Keramik der spätclaudisch-neronischen Zeit. Unter der Firnisware nehmen die südgallischen Reliefschälchen eine reizvolle Sonderstellung ein, die von L. Ohlenroth, ihrem besten Kenner, in einem Exkurs gewürdigt wird. Ihr Verbreitungsgebiet reicht von der gallischen Mittelmeerküste den Rhein hinunter und bis an den Bodensee, wobei Vindonissa das reichste Material bietet. Diese gefälligen Firnischälchen treten für die in Sigillata noch fehlenden Kleingefäße ein. Ihre Herstellung hört in spätclaudisch-neronischer Zeit auf, sobald ebensolche Täbchen in Sigillata auf den Markt kommen. Aus ihrem in besonderen Zeichnungen vorgelegten Verzierungsschatz ersieht man die weitreichende Übereinstimmung mit der gleichzeitigen südgallischen Reliefsigillata, so daß abgesehen von den Miniaturpunzen eine wechselweise Verwendung der Stempel möglich gewesen wäre.

Eine zentrale Stellung in der gesamten Schutthügelkeramik kommt der rot überfärbten und geflammten Ware zu. Von den vier Untergruppen dieser in Vindonissa selbst hergestellten Keramik finden die beiden mittleren Gruppen mit den Leitformen des Faltenbeckers einerseits und der Kragenschüssel und dem Zylinderkrug andererseits frappante Entsprechungen in Holdeurn, der Wetterau und in Pannonien bei sonst auffallender Isoliertheit. Die Erklärung liefert die Geschichte der 10. und 11. Legion, von denen die erstere in Carnuntum gelegen hatte, bevor sie nach Nijmegen kam, während die 11. Legion vor ihrer Versetzung nach Vindonissa in Burnum in Dalmatien stationiert war und später das Kastell Friedberg in der Wetterau bezog. Beide Legionen setzten jeweils in ihren eigenen Töpfereien die Fabrikation dieses aus den östlichen Lagern übernommenen, Metallformen imitierenden Geschirrs fort. Der von der 11. Legion mitgebrachte östliche Einschlag scheint sich auch noch in einem bestimmten Metallgehalt gewisser in Windisch gefundener Bronzegegenstände kundzutun; ferner wäre auf die Ähnlichkeit des Windischer Militärkochtopfes mit pannonischen Formen bei E. v. Bonis hinzuweisen.

Für die Sigillataimitationen ergibt sich Übereinstimmung mit den von W. Drack in seiner Monographie gemachten Beobachtungen und Ergebnissen. Die Krüge zeigen vertraute Profile des 1. Jahrhunderts bis auf ein frühes schwarz geschmauchtes Exemplar und Fragmente bronzierter Krüge ungewisser Formen. Sehr häufig im Vergleich mit Haltern, Hofheim und Holdeurn treten im Schutthügel die Kannen mit Kleeblattmündung auf und zwar genau wie bei den Räuchergefäßen die grautonigen im Ostteil und die roten im Westteil. Mit einer kurzen Behandlung der Reibschalen und Amphoren, unter denen die Kugelamphoren wie so oft die häufigsten sind, findet die Typologie ihren Abschluß. Darauf folgt die eingangs berührte Erörterung der Chronologie innerhalb des Schutthügels anhand von zahlreichen Tabellen und vergleichenden graphischen Darstellungen.

Sehr nützlich und willkommen für den mit der Keramikforschung wenig vertrauten Leser sind die zum Literaturverzeichnis gegebenen Erläuterungen. Wie schon die als Vergleichsmaterial zur Verfügung stehenden neuen Veröffentlichungen über Camulodunum und Holdeurn spiegelt auch diese Arbeit aus dem helvetischen Gebiet den enormen Fortschritt wider, den die Archäologie in bezug auf Ausgrabungstechnik und Bearbeitung des Fundmaterials in den letzten Jahren gemacht hat. Daher wird die vorliegende Untersuchung der Forschung den gleichen Dienst der Zuverlässigkeit erweisen und deshalb von allen Fachleuten hoch geschätzt werden.

Hildegard Urner-Astholz

Hans Jürgen Eggers, Atlas der Urgeschichte, Band I. Der römische Import im freien Germanien. Text- und Tafelband. 212 S., 16 Taf., 64 Karten, 1 große Gesamtkarte. Selbstverlag des Hamburgischen Museums für Völkerkunde und Vorgeschichte 1951.

Mit diesem ersten Bande des „Atlas der Urgeschichte“ wird ein großzügiges und imposantes Werk begonnen. In getrenntem Text- und Tafelteil und einer beigelegten Gesamtkarte 1:2000000 wird uns das gesamte Material des römischen Importes (mit Ausnahme der Münzen) im freien Germanien in mustergültiger Weise vorgelegt. Schon allein die organisatorische Leistung ist bewundernswert, wenn man die durchgearbeitete Literatur in Betracht zieht und die zirka 60 vom Verfasser besuchten Museen zwischen Budapest und Trondheim. — Der Tafelband enthält zunächst in 250 Umrißzeichnungen 1:6 die behandelten Typen der Importgegenstände und sodann die Karten 1:8000000 mit der Verbreitung der einzelnen Typen oder Formengruppen. Die Karten sind technisch ausgezeichnet hergestellt, vorbildlich in ihrer Klarheit und Übersichtlichkeit. Die Landumrisse mit Flußsystem sind schwarz, die Höhen in feiner, brauner Schraffur gegeben und die Kartierung in Rot, wobei sehr geschickt, speziell bei gewissen Gegenüberstellungen, mit vollen, ins Auge springenden und mit zurücktretenden linearen Zeichen operiert wird.

Der Textband gibt zunächst auf 65 S. einen sehr präzisen, manchmal etwas didaktisch formulierten Leitfaden zur Betrachtung und Auswertung der Karten und sodann den Katalogteil, der wohl das Optimum dessen darstellt, was der Benützer von einem solchen Werk erwarten kann. Der Gesamtkatalog enthält die 2257 Fundorte nach Ländern und Provinzen geordnet mit Angaben über Fundumstände, eventuell Begleitfunde, Museumsnummer und Literatur und natürlich die Typennummer. Über die Typen erteilt der folgende Katalog Auskunft, wo in einzelnen „Beilagen“ Typengruppen zusammengefaßt sind mit allgemeiner Literaturangabe, Zeitstellung und Fundortverzeichnis der betreffenden Typen. Schließlich gibt es noch ein alphabetisches Fundortregister und einen Fundortnachweis zur großen Gesamtkarte, so daß es dem Leser wirklich möglich ist, auf jegliche Frage, sei sie nun vom Gegenstand, vom Fundort oder vom Typus her gestellt, die gewünschte Antwort zu erhalten.

Der Text will und kann keine vollständige Auswertung des solchermaßen dargebotenen Materials sein. Eggers verspricht uns eine weitere Behandlung, die später in den „Römisch-Germanischen Forschungen“ erscheinen soll und sich mit Chronologiefragen beschäftigt. Der hier gegebene Text stellt die Handelsfragen in den Vordergrund.

Er geht zunächst aus vom Forschungs- und Bearbeitungsstand, deren Besprechung für die einzelnen Länder bereits eine sehr gute Einführung in die Betrachtung der Kartographie bietet. Im folgenden Kapitel über die große Gesamtkarte werden die methodischen Fragestellungen und Begriffsklärungen intensiviert und an besonderen Beispielen erläutert. Es ist dem Verfasser wesentlich, gegenüber unseren Erkenntnismöglichkeiten 3 Stufen festzustellen: 1. die lebende Kultur; 2. die tote Kultur, d. h. die Teile der lebenden Kultur, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben; 3. die wiederentdeckte Kultur, d. h. die Teile der toten Kultur, die wiedergefunden wurden. Eggers glaubt, daß bei der Kartierung unseres heutigen Wissens beim römischen Import sich bereits weitgehend die „tote“, bruchstückhaft sogar die „lebende Kultur“ abzeichnet. So z. B. darin, daß die Gesamtfläche der Importfunde das germanische Siedlungsgebiet umschreibt, welches größere Höhenzüge ausschließt. Einzelne auffällige Ausnahmen lassen sich leicht erklären, so z. B. die enorme Funddichte im Bereiche der holländischen intensiven Terpenuntersuchungen

und direkt anschließend im deutschen Ostfriesland absolute Leere. Hier zeichnet sich allein die „wieder entdeckte Kultur“ ab und damit auch eine heutige Staatsgrenze. Wenn jedoch in Ostpreußen entlang dem Fließchen Passarge der Import römischer Bronzegefäße halt macht, während andere Gegenstände diese Linie ohne weiteres überschritten haben, so wird damit die Grenze in der Sitte der Bronzegefäße als Grabbeigabe bei den Germanen im Gegensatz zu den anschließenden litauisch-baltischen Völkern sichtbar, was jedoch keineswegs in sich schließt, daß nicht ehemals Bronzegefäße auch noch weiter nach Norden verhandelt wurden, sie sind nur nicht mehr erhalten. An diesem und anderen Beispielen erläutert der Verfasser eingehend die verschiedene Wertigkeit der Funde und die Beurteilung der Fundumstände für die Auswertung der Gesamtkarte.

Die folgenden 3 Kapitel behandeln den Import in der Spätlatènezeit, der „älteren“ und „jüngeren“ Kaiserzeit.

Der Import der SLTZ ist nicht sehr zahlreich, besteht nur aus Bronzegefäßen und stammt fast ausschließlich aus Brandgräbern. Eine geschlossene Gruppe von Moorfinden gibt es im nördlichen Dänemark. Es sind die Prunkessel vom Typus Gundestrup. Die übrigen (d. h. die Grabfunde) sind einfachere „campanische“ und keltische Bronzegefäße. Deren Verbreitungsgebiet liegt im wesentlichen in einem breiten Streifen, der etwas westlich der Elbe beginnt, bis an die Weichsel reicht und Südschweden sowie die Ostseeinseln mit einschließt, dazu drei Funde in Norwegen. Ohne Funde bleiben Böhmen und ein breiter Streifen zwischen Rhein und Weser. Dänemark mit seinen Prunkesseln spielt offensichtlich eine führende Rolle. Für den Einzelfall besagen die Eintragungen auf der Karte SLTZ natürlich zunächst einmal noch nichts über den wirklichen Zeitpunkt des Importes oder der Niederlegung im Grabe. Aber in der Gesamtheit als Kartierung sämtlicher Stücke dieses frühesten Zeitniveaus und besonders im Vergleich mit den viel ausgiebigeren und zeitlich besser verankerten Funden der FKZ ist dieser Überblick doch sehr instruktiv.

Der Gesamtimport der FKZ enthält nun vor allem auch Glas, Keramik, Fibeln und andere Funde. Die Funddichte im vorher genannten Gebiet ist größer geworden und dazu kommt eine sehr starke Konzentration in Böhmen, in Dänemark auf Fünen, sodann Gotland, Uppland, der Oslo-Fjord. Das Land zwischen Rhein und Weser füllt sich etwas mehr, Bronzegefäße sind jedoch dort weiterhin kaum vertreten. Es handelt sich hier vielmehr um Fibeln und Keramik, also typisch um vom Rhein her infiltrierte Gut des kleinen Grenzhandels. Offenbar kannte man auch hier nicht die Sitte der kostbaren Grabbeigaben.

Die Karte der „jüngeren“ KZ zeigt starke Verschiebungen. Das Hauptzentrum mit der weitaus größten Fundmasse ist Seeland, während Böhmen ganz unbedeutend geworden ist. Das „Loch im Westen“ hat sich durch eine kräftige Fundgruppe an der Lahn gefüllt. Auch Mitteldeutschland, insbesondere Thüringen hat reichlich römische Waren erworben.

Ein Vergleich der Karten der älteren und jüngeren KZ spiegelt also mit aller Deutlichkeit die kurze Blüte des Marbodreiches wider und die zunehmende Bildung eines germanischen Kraftzentrums im östlichen Dänemark und anderer Nebenzentren in Thüringen, an der Lahn u. a. — Über die Ergebnisse der Einzelkarten kann nur in kleinen Bruchstücken referiert werden: Von den beiden FKZ-Kasserolen mit Schwanenkopfbügel und mit rundem Loch sind die ersten in Böhmen nachgewiesen (d. h. Import des Marbodreiches), die anderen in Dänemark. Damit erweist sich durch die Kartierung eine kurzfristige zeitliche Differenz der beiden Typen. —

Die ältere KZ enthält eine große Gruppe weitverbreiteter und sehr einheitlich ausgestatteter Fürstengräber. In diesem Horizont lassen sich feinere regionale Stammesgliederungen sehr schwer ablesen. Dagegen bietet in der jüngeren KZ z. B. die Kartierung der Hemmoorer Eimer nach Bestattungs-Riten sehr klare Trennungen kleinerer Gebiete. — In der umstrittenen Herkunftsfrage der gewellten Eimer tritt Eggers, speziell wegen paralleler Erscheinungen beim Glasimport für östliche Provenienz ein.

An einem solchen Beispiel zeigt sich die Art und Weise, wie mit diesem Buche weitergearbeitet werden muß. Der jetzt vor dem Leser ausgebreiteten Analyse werden später Synthesen folgen, in denen man an die heiklen chronologischen Fragen herangehen kann.

In dem Kapitel über die Handelswege wird gezeigt, daß die Hauptausgangspunkte Fectio, Vetera, Moguntiacum und Carnuntum waren, sowie der Weg vom Schwarzen Meer an die Weichselmündung. Daß sich wirkliche „Straßen“ aus den Karten nicht ablesen lassen, ist einleuchtend, denn dazu könnten nur Siedlungsfunde verhelfen, wir haben ja aber fast ausschließlich Grabfunde vor uns.

Zwei Exkurse über die Leitfunde der Chronologie und zu den literarischen Quellen über Art und Gegenstände des Importes beschließen den Text.

Dieses Buch ist eine großartige Zusammenfassung unseres heutigen Wissens über den römischen Import von der Rhein-Donau-Grenze bis nach Norwegen und Finnland und es bietet ein solides Fundament für weitere Forschung, auf dem hoffentlich nach Kräften weitergebaut werden wird.

E. Ettlinger

Olwen Brogan, Roman Gaul. London, G. Bell & Sons, 1953. 250 S., 35 Textabb., 32 Tafelabb., 1 Karte.

„This book does not attempt to instruct the expert, but only to serve as an introduction to students and travellers who may wish to get a general picture of Roman Gaul, its history and its chief monuments.“ Diese Charakteristik des Vorwortes verspricht weit weniger, als das Buch hält. Dem Titel entsprechend beschränkt sich die Darstellung nicht etwa auf Frankreich, sondern umfaßt ebenso auch die zum gallischen Sprengel gehörenden Teile der römischen Schweiz und des römischen Deutschland. In einer ausführlichen Einleitung kommt die Geschichte der griechischen Kolonisation in Südfrankreich und ihre Auswirkung auf das Hinterland, die Geschichte der Kelten, Iberer und Ligurer zur Sprache; dann werden die verschiedenen Etappen der römischen Eroberung dargestellt, darin eingestreut einige bezeichnende Texte (in Übersetzung) Ciceros und Strabons, und schließlich folgt ein kurzgefaßter Überblick über die Lokalisierung wichtigerer Lager- und Schlachtplätze Cäsars mit Hinweisen auf die Forschungsgeschichte. Ein glänzender, kurzgefaßter Überblick über die Organisation Galliens unter Augustus schließt sich an — wo findet man dieses Thema in solcher Prägnanz heute noch dargestellt? — mit einer knappen Skizze über den Auf- und Ausbau des römischen Straßennetzes in Gallien und einem kurzen Seitenblick auf die Heeresorganisation und die Geschichte der germanischen Grenze. Die historische Darstellung wird in einem weiteren Kapitel zunächst bis Diocletian weitergeführt, um dann einigen kulturgeschichtlichen Kapiteln Platz zu machen. Koloniegründungen, Städtebau und -planung mit einer anschließenden Übersicht über einige wichtigere Städte Galliens, unter denen man dankbar auch Massilia begrüßt, Landwirtschaft, Industrie und Handel, Kunst und Religion werden knapp, aber übersichtlich und klar abgehandelt. Ein längeres Schlußkapitel führt die Geschichte mit vielfachen kleineren Exkursen skizzenhaft bis zum Sturz des Syagrius.

Auf die römische Schweiz wird nur gelegentlich genauer eingegangen, doch findet sich neben einer Rekonstruktionszeichnung der zentralen Teile von Augusta Raurica (S. 72) und einer Karte der spätrömischen Hochrheinbefestigungen nach Staehelin (S. 217) auch eine Skizze des Mosaiks von Boscéaz VD (S. 181), die nur leider kaum eine Vorstellung von der Pracht der ganzen Darstellung vermitteln kann.

Die ganze Darstellung ist meisterhaft mit jener bisweilen beneidenswerten Fähigkeit des Engländers geschrieben, komplizierte Tatbestände auf eine knappe und dennoch zutreffende Formel zu bringen. Durchweg ist die neueste Literatur benützt, wie ein knappes Literaturverzeichnis am Schluß zeigt; in Trier beispielsweise sind bereits die neuesten Ausgrabungsergebnisse unter dem Dom und von St. Irmin berücksichtigt, von den spätrömischen Horrea ist sogar eine Rekonstruktionszeichnung gegeben. Soweit die Schweiz berührt wird, ist in der Regel F. Staehelins Schweiz in römischer Zeit in der dritten Auflage zugrundegelegt, doch hat Brogan beispielsweise Staehelins Teutonen-Hypothese nicht übernommen. Ein ausführliches Register, in dem für die Schweiz lediglich die Zitate für Genf nachzutragen wären, erleichtert die Benutzung sehr. Am Schluß ist eine Karte angefügt, in der die wichtigsten der im Text genannten Orte und Straßen eingetragen sind. Sympathisch ist die Darstellung sämtlicher Maßangaben im metrischen System, die für den englischen Leser einer besonderen Erläuterung bedarf.

Es braucht keine weiteren Worte um zu zeigen, daß dieser Führer auch dem Fachmann in kurzer Orientierung das Wesentliche zu geben vermag und ihm wie dem „traveller“ ein ausgezeichneter Reisebegleiter sein kann. Franz Fischer

Ed. Salin, La civilisation mérovingienne. 2ème partie, Edit. A. & J. Picard & Cie., Paris, 1952. 517 p., 160 fig., 10 pl.

Il y a déjà longtemps que M. Salin s'est signalé à l'attention des archéologues d'Europe occidentale par l'exceptionnelle qualité de ses travaux, consacrés au temps des Invasions barbares. Il est le premier à avoir fait appel dans une très large mesure, pour cette tranche de l'histoire, aux travaux de laboratoire; il en a tiré des données surprenantes, dont nous avons grand besoin, puisque ces temps mérovingiens sont enveloppés d'ombre.

Groupant ses observations de fouilles, les résultats des travaux de laboratoire et les textes anciens dont on dispose, M. Salin a publié un premier volume sous le même titre et chez les mêmes éditeurs; il était consacré aux lignes générales, aux divers mouvements des peuples dits barbares, à leur intégration dans l'héritage romain, à leur mode de vie. Cet ouvrage avait fait date et pris rang parmi les meilleures publications archéologiques récentes.

L'auteur, dans le second volume qui vient de paraître (et je tiens de M. Picard qu'un troisième suivra), publie la leçon que donnent les sépultures mérovingiennes. Le fond de cet ouvrage appartient bien entendu au domaine dans lequel M. Salin a lui-même œuvré dans le sol: les pays de langue française; ce sont principalement les peuples francs et burgondes qui nourrissent son livre; cependant il est un des rares savants Français qui lise bien l'allemand; il a recours aux travaux de la science germanique pour compléter ses propres constatations — en quoi il se distingue de la plupart des auteurs de langue française; son travail est ainsi particulièrement complet et solide; il ne comporte pas de lacunes. Le praticien y trouve pour la première fois une large vue d'ensemble, une grande fresque — précisément ce qui manque dans nos bibliothèques, où nous nous heurtons à une mosaïque d'études locales et partielles.

Bien plus, M. Salin a introduit dans son texte les trouvailles les plus récentes — jusque à celles faites l'an dernier à St-Prex (Vaud) dans une nécropole du début du 6ème s.

Un premier chapitre est consacré à la survivance de l'incinération des corps, héritage romain qui manque dans les zones où le mode germanique a prédominé.

L'étude des lieux de sépulture, du choix des endroits destinés à être des cimetières, fait l'objet d'un second chapitre; c'est un domaine qui fut jusqu'ici un peu trop négligé.

Les marques extérieures des cimetières, les enclos, les monuments funéraires, sont étudiés ensuite, et non pas uniquement pour eux-mêmes et pour les signes qu'ils portent, mais pour en déduire des principes d'ordre général, des influences et des modes dans l'espace ou dans le temps.

La distribution des tombes en rangées ou non, ainsi que le mode de sépulture sont ensuite examinés; le choix de la tombe en terre libre, en caisson, en cercueil de bois ou en sarcophage apparaît dès lors non pas comme le fruit du hasard, mais comme le résultat d'influences ou de principes conscients et motivés.

Enfin et surtout le mobilier funéraire est publié avec des tableaux à base chronologique; ils seront fort utiles dans la pratique; nous n'aurons plus à aller puiser chez une série d'auteurs des données souvent contradictoires; fondé sur des milliers d'indications, le savant français donne, avec la prudence toujours indispensable en semblable matière, des indications très précieuses dans ce domaine où l'absence de stratigraphie oblige bien à se fonder sur la typologie.

Le dernier chapitre résume l'anthropologie mérovingienne. Les lésions accidentelles ou pathologiques sont groupées de telle manière qu'elles donnent cette fois-ci bien des certitudes; le passage consacré aux déformations crâniennes n'est certes pas le moins captivant.

Nos lecteurs peuvent juger, par ce compte-rendu forcément succinct, de tout l'intérêt du livre qui vient de paraître. C'est sans réserve que nous en recommandons la lecture. Il fait le plus grand honneur au savant Français. Fort bien imprimé et très illustré, il est digne de la maison d'édition qui fut celle de Déchelette, puis de Grenier et de tant d'autres auteurs essentiels.

Edg. Pelichet

Günther Haseloff, Der Tassilo-Kelch (Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Heft 1). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1951. 88 S. 4^o. Mit 39 Abb. im Text und 16 Bildtafeln.

Der Tassilokelch, der im Schatz des Benediktinerklosters Kremsmünster in Österreich aufbewahrt wird, ist einer jener wenigen Kunstgegenstände aus dem 8. Jahrhundert, die wir mit bestimmten, historisch faßbaren Personen in Zusammenhang bringen können. Auf dem Fuße des Kelches ist nämlich die Inschrift angebracht, die uns in metrischer Form belehrt daß, „Tassilo dux fortis-Liutpirc virga regalis“ in einer gewissen Beziehung zum Kelch gestanden haben. Schon diese Inschrift wirft eine Reihe von Problemen auf. Die ungefähre Datierung wird durch sie zwar festgelegt, da Tassilo 748—788 als Bayernherzog regierte. Außerdem fand die Heirat mit Liutpirc, der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, um 768/69 statt, so daß dieses Datum den frühesten möglichen Zeitpunkt für die Entstehung des Kelches angibt. Durch die Erwähnung Liutpircs wird aber zugleich ein Faden nach dem Langobardenreich, nach Oberitalien, und somit auch nach Osten gesponnen, der in der vorliegenden Arbeit vielleicht etwas zu wenig verfolgt wird.

Eine genaue minutiöse Beschreibung des Kelches, der jedem, der ihn wie der Schreiber einmal in der Hand gehalten hat, einen unvergeßlichen Eindruck macht, fehlt. Es wird hier auf die eher schwer zugängliche, aber für die genaue Bestandaufnahme unentbehrliche Arbeit von P. Pankraz Stollenmayer hingewiesen (Der Tassilokelch, Sonderabdruck aus der Professoren-Festschrift zum 400jährigen Bestande des öffentlichen Obergymnasiums zu Kremsmünster, Wels 1949).

Der Hauptteil der Arbeit ist der Frage gewidmet, wann und wo der Tassilokelch entstanden sei und in welche kunstgeschichtlichen Zusammenhänge er einzureihen wäre. Zwei Thesen stehen sich hier gegenüber. Die eine nimmt eine Entstehung des Kelches in England an, während die andere eher für Anfertigung in Salzburg und Beeinflussung durch angelsächsische Beziehungen des Herstellers stimmt. Der Verfasser schließt sich letzterer These an, in dem er nachweist, welche enge Beziehungen zwischen Nordengland und Salzburg auf missionarischem Gebiet bestanden. Ein nordenglischer Künstler dürfte nach Haseloff also den Kelch in Salzburg verfertigt haben.

Die Beweisführung des Verfassers stützt sich fast ausschließlich auf die Zierornamentik des Kelches, deren Tierstil anhand überzeugender Parallelen in minutiöser Arbeit auf nordenglische Quellen zurückgeführt wird. Diese Untersuchung bildet den Hauptteil des Buches, und man wird fernerhin nicht leugnen können, daß die *Zierelemente* des Kelches zu einem gewissen Teil auf nordenglische Vorbilder zurückgehen. Aber da ist z. B. das Zirkelschlagmotiv auf den rautenförmigen Feldern des Nodus. Von ihm muß Haseloff selber zugeben: „nun scheint aber das Kreis- oder richtiger das Zirkelschlagmuster in der englischen Kunst des 8. Jahrhunderts nahezu unbekannt zu sein.“ (S. 61). Haseloff kommt dem Problem der Entstehung des Kelches bestimmt näher wenn er feststellt, daß eben dieses Zirkelschlagmotiv vor allem in den mediterranen Einfluß mehr ausgesetzten Gebieten des südlichen Frankreich (S. 62) vorkommt. Auch hier ergibt sich also wieder ein Faden, der ins mediterrane Gebiet weiterführt. Mit Recht schließt Haseloff denn auch daraus wenigstens auf kontinentale Herkunft des Kelches.

Leider sind in der vorliegenden Arbeit die Bilder des Kelches kaum oder gar nicht behandelt. Hier wird man unbedingt zur oben zitierten Arbeit Stollenmayers greifen. Die Bilder der vier Evangelisten und des Heilandes, die die Kupa des Kelches schmücken, sind doch für die Stilgeschichte und für die Herkunft des Kelches ebenso wichtig wie die Ornamente im Tierstil. Gerade die Evangelistenbilder, bei denen die Symbole der Evangelisten einen weit wichtigeren Platz einnehmen als die Verfasser der heiligen Bücher selbst, ermahnen einen mit ihrer merkwürdigen Haltung, mit der sie in die ovale Flechtbandumrahmung eingesetzt sind, stets irgendwie an orientalische Vorbilder — und wären es allerdings viel jüngere seldschükkische und osmanische Keramiken.

Auch die vier Bilder auf dem Kelchfuß sind nicht behandelt. Gerade hier werden wiederum interessante Beziehungen sichtbar. Die abgekürzten Inschriften der Heiligenbilder sind griechisch. Maria Theotokos (Gottesmutter Maria), Theodorus Megalomartyr (Erzmärtyrer Theodor) usw.

Es wäre zu untersuchen, wie weit die Kenntnis des Griechischen oder griechischen Wesens damals verbreitet waren, die solche Abkürzungen erst sinnvoll machten. Oder es wären wenigstens eventuelle Vorbilder für diese Darstellungen aufzuweisen.

Abschließend kann also festgehalten werden, daß die vorliegende Arbeit in ausgezeichneter Weise der Zierornamentik des Kelches nachgeht und für die Geschichte des Tierstiles und des angelsächsischen Kunstschaffens von großer Wichtigkeit ist. Dem gesamten Problem des Tassilokelches, und ein solches besteht immer noch, wird sie nicht gerecht. Rudolf Fellmann

Joachim Werner, Das alamannische Gräberfeld von Bülach. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Band IX, Verlag Birkhäuser Basel 1953. 144 Seiten, XXXIX Tafeln, 3 Pläne und zahlreiche Abbildungen im Text.

Les historiens — et même les archéologues — sous-estiment trop souvent, aujourd'hui encore, tout ce que peut apporter à l'étude de nos origines en Occident un cimetière mérovingien lorsqu'il est confié à des mains expertes. La monographie que M. Joachim Werner, l'un des savants les plus qualifiés du moment en matière d'archéologie du haut moyen-âge, vient de consacrer au cimetière de Bülach démontre une fois de plus toute l'importance de cet apport: elle doit retenir l'attention de quiconque s'intéresse au temps des Grandes Invasions et à la naissance du moyen âge.

L'auteur n'a pas dirigé lui-même les fouilles, ce que l'on peut regretter car la fouille suivie du travail de laboratoire effectué sur le mobilier recueilli, avec tout ce que l'une et l'autre comportent d'observations de première main, surtout dans un gîte de cette qualité, sont, à mon avis, une préparation irremplaçable à l'étude archéologique et à la publication. La fouille n'en avait pas moins été très habilement conduite par feu Fernand Blanc, conservateur technique du Musée national suisse. Hôte de la Suisse après les événements de 1944—45, M. Joachim Werner put, grâce à ses confrères helvétiques, à MM. E. Vogt et Laur-Belart en particulier, auxquels il adresse un témoignage de reconnaissance ému, étudier à loisir le journal des fouilles dressé par F. Blanc et le mobilier funéraire remis en état par ses soins. Averti de tous les problèmes que pose une époque encore si obscure pour nous, il a su tirer de ces matériaux un parti remarquable et projeter quelque lumière sur bien des points actuellement discutés dont plusieurs peuvent être, grâce à lui, considérés comme éclaircis.

Le cimetière de Bülach (canton de Zurich) devait renfermer environ 330 sépultures dont 300 furent méthodiquement fouillées. Comme le fait très justement remarquer M. E. Vogt dans la préface qui ouvre l'ouvrage, ce cimetière est, avec celui de Kaiseraugst près de Bâle, le plus important gîte du haut moyen-âge helvétique qui ait donné matière à une monographie complète s'appuyant sur des fouilles scientifiquement conduites; or Bülach est le témoin d'un habitat rural d'origine alamanique alors que Kaiseraugst est le témoin d'un habitat urbain d'origine gallo-romaine; l'un et l'autre gîte sont situés en pays occupé par les Alamans; ils se complètent donc de manière particulièrement heureuse; en outre, Bülach offre des tombes dont les plus anciennes sont datées par M. Werner des abords de 550; il doit donc être l'un des premiers témoins du peuplement alamanique dans la région.

Comme d'ordinaire dans les cimetières germaniques, les sépultures sont, à Bülach, individuelles et isolées (jadis surmontées de tertres) peu profondes (Om. 25 à Im. 65) disposées pour la plupart en terre libre (traces de 19 cercueils et de 11 brancards funèbres seulement), protégées tant bien que mal par des galets, accompagnées d'un mobilier funéraire abondant. Disposées, mais très grossièrement „par rangées“ elles s'orientent au levant avec de forts décalages. L'absence de feux rituels, de traces de repas funéraires et de chambres sépulcrales est à noter de même que la présence de deux décapitations rituelles probables. Retenons aussi de nombreuses violations de sépultures remontant au haut moyen-âge et perpétrées en vue de „récupérer“, dans les tombes les plus anciennes, le bronze et les métaux précieux devenus de plus en plus rares (les sépultures les plus tardives [2^e moitié du VII^e siècle] étaient respectées par les contemporains).

Ceci posé, l'auteur étudie dans le détail le mobilier funéraire, c'est à dire les objets de parure et d'usage, les garnitures de ceintures (les damasquinures et les diverses appliques en particulier),

l'armement. Puis viennent l'étude de l'âge et du développement du gîte, la liste des sépultures datables avec toutes les observations consécutives, les conclusions en matière de costume et d'armement, les conclusions en matière de peuplement et d'évolution culturelle. Un catalogue très précis, accompagné de nombreux croquis représentant sommairement le mobilier, tombe par tombe, termine de façon aussi heureuse qu'utile la monographie.

Tout ceci soulève une foule de questions dont chacune mériterait d'être minutieusement analysée; on ne peut y songer ici; l'on se bornera donc à souligner quelques points importants et à comparer certaines des observations faites à Bülach à d'autres observations faites plus à l'ouest.

On retiendra d'abord la très remarquable paire de fibules d'or cloisonné en forme de poissons, de style et de technique comparables à d'autres fibules, telles que celles de Saint-Sulpice près de Lausanne et de Kleinhüningen près de Bâle. L'auteur suppose, sans doute à juste titre, que ces bijoux durent sortir, au cours de la première moitié du VI^e siècle, d'un atelier situé entre le lac de Genève et le Rhin inférieur. Je ne crois pas du tout, pour ma part, à un atelier alamanique, mais bien — le style des bijoux en témoigne — à un atelier sous l'influence des modes venues des régions pontiques, apportées par les Germains orientaux (ici, les Burgundes) et cultivées par des artisans issus, au moins à l'origine, de la *Romania*; l'étude technique (p. 135) très précise de ces fibules est d'autant plus précieuse que nous n'en possédons guère et que celle-ci est excellente. Retenons aussi cette fibule ronde cloisonnée, du début du VII^e siècle, portant au revers la seule inscription runique que l'on connaisse actuellement en Suisse (son sens demeure, à mon avis, problématique).

Les chaînes-châtelaines faites d'anneaux métalliques, jadis réunis par des cordons, sont semblables à celles que j'ai trouvées en Meurthe et Moselle à Villey Saint-Etienne, de même que les pendentifs garnis de monnaies romaines.

A propos de deux bandages herniaires du VII^e siècle, l'auteur insiste sur l'apparition de l'art médical en pays alaman: on sait qu'en Gaule mérovingienne il n'y a guère d'hiatus dans l'exercice de la médecine après la chute de l'empire.¹

Retenons encore la rareté des vases de verre (venus d'Italie et du Rhin moyen) et surtout celle — anormale — des poteries (faut-il croire avec M. Joachim Werner, à une liaison complète entre la présence des poteries et l'offrande alimentaire? Je ne le pense pas).

A propos des plaques de ceintures de fer uni, ornées de bossettes, l'auteur affirme que les garnitures complètes (plaque, contre-plaque et plaque dorsale) sont l'apanage exclusif des hommes et qu'elles sont toujours postérieures à l'an 600; j'ai observé le contraire dans mes fouilles de Lorraine; par contre l'affirmation que les plaques-boucles rondes sont apparues les premières et qu'elles disparaissent au cours de la seconde moitié du VII^e siècle, au moment où se développent les grandes plaques souvent mouvementées, cadre avec mes propres observations.

L'auteur est l'un des premiers à reconnaître toute l'importance des plaques de fer damasquiné d'argent et de laiton (il constate, comme je l'ai fait moi-même, qu'il s'agit presque toujours de laiton, non d'or) mais il a sans doute le tort d'employer, dans le texte, à diverses reprises le terme *Gold* au lieu du terme *Messing* ce qui porte à confusion. Il souligne toutes les difficultés qu'offre l'étude systématique des damasquinures mérovingiennes; il rappelle qu'entre celles — fort rares — du V^e ou du début du VI^e siècle et celles, si nombreuses, du VII^e, il semble exister un hiatus, mais formuler une hypothèse au sujet de cet hiatus me paraît, actuellement, prématuré. Prématurés sont, de même, la classification et l'essai de répartition par atelier qui suivent. M. Joachim Werner connaît parfaitement les damasquinures actuellement publiées en Suisse et en Allemagne; mais à de rares exceptions près, il néglige les damasquinures trouvées en France. Or, c'est à l'ouest et non ailleurs que git la clef du problème. C'est en pays burgonde (Franche-Comté, Bourgogne, Suisse romande, Savoie) au VII^e siècle et en Ile-de-France au VIII^e que l'art, d'origine orientale et gallo-romaine, de la damasquinure fut porté à son apogée. Les Germains occidentaux des frontières de la Gaule mérovingienne n'ont réussi que de médiocres copies de chefs d'œuvre — le

¹ Cf. Edouard Salin, *La civilisation mérovingienne d'après les sépultures, les textes et le laboratoire*, t. II, Paris 1953, pp. 234 à 336 et textes n° 213 à 219.

mot n'est pas trop fort — exécutés plus à l'ouest. Par ailleurs, comme nous en formulons l'hypothèse dès 1943¹ les recherches systématiques sur la damasquinure entreprises à Nancy, dans notre laboratoire,² démontrent l'existence de *facies regionaux*. Il existe (les nombreuses damasquinures trouvées à Bülach le confirment) un facies alamanique qui s'inspire d'ouvrages exécutés ailleurs: c'est ainsi que le „type de Bülach“ à queue d'hirondelle, comme l'appelle M. Joachim Werner, se retrouve par exemple à Caranda dans l'Aisne et surtout à Isle-Aumont dans l'Aube dont provient un magnifique exemplaire de grande taille et de belle exécution. La plaque et la contre-plaque de la sépulture 146 de Bülach se rapprochent beaucoup — mais en moins bien — de plaques provenant de Lorleau (Eure) et de Nimy (Belgique); de ce dernier cimetière proviennent deux plaques dorsales de même caractère que la plaque dorsale de Bülach 146 mais meilleures de décor: faut-il voir à Bülach des influences d'ateliers francs, eux-mêmes influencés par des ateliers du pays burgonde (voyez l'encadrement „en sarcophage“ de ces plaques) ou, au contraire, l'influence directe de ces derniers traduite à la mode du pays? Les plaques allongées et mouvementées de Bülach 279 ont leurs cousines — sinon leurs sœurs — à Bourogne, à Montenois et à Etupes dans cette région du territoire de Belfort et du Doubs où s'interpénètrent Romano-Burgondes et Alamans. La plaque dorsale de Bülach 96 se retrouve dans le cimetière alamanique d'Audincourt (Doubs) mais elle y est plus grande et plus élégante. Quant à la terminaison de courroie de Bülach 167, on la retrouve à Bourogne et à Schiltigheim (Alsace) où elle est plus grande et un peu plus richement décorée.

Revenant sur d'autres damasquinures citées par l'auteur remarquons que la poignée de l'épée de Volketswil (Ct. de Zurich) est analogue et de style et de technique à une épée de Dangolsheim (Alsace); la plaque dorsale d'Oberbuchsiten no. 77, est identique (en un peu plus petit) à une plaque du musée de Dijon; les plaques d'Oberbuchsiten 57 offrent la technique très spéciale de l'incrustation directe de laiton sur argent sans réserves que l'on trouve surtout en Franche-Comté, par exemple à Vellechevieux (Hte-Saône) et à Vuillecin (Doubs); l'étrange plaque de Kottwil (Ct. de Lucerne) ressemble singulièrement à une petite plaque de style remarquable trouvée à Maurage (Belgique), cependant que toute la série des plaques mouvementées à décor de laiton perlé de Mertloch et Laubenheim (Rhénanie), de la collection Diergardt (musée de Cologne), de Niederhasli (Ct. de Zurich), de Bronnen (Württemberg) se rattache à une plaque plus grande et de qualité remarquable trouvée à Saint-Amand, dans ces régions de notre département de la Meuse où la poussée alamanique expirante s'est heurtée à l'élément gallo-romain et franc.

En définitive, rien dans les damasquinures citées par M. Joachim Werner, n'est original: les ateliers régionaux ou locaux alamaniques — la damasquinure paraît être un art essentiellement régional — ont traduit de manière plus ou moins médiocre, des motifs décoratifs empruntés aux régions de l'ouest où l'artisanat gallo-romain, singulièrement plus habile, éduquait en la matière, dans le goût de l'époque l'artisanat des nouveaux-venus.

Une étude minutieuse des armes, en liaison avec les détails d'équipement qui les accompagnent (le journal des fouilles précisait leur emplacement), apporte beaucoup d'informations précieuses. Nous supposons (voyez le texte d'Hincmar, *In consilio Dusiacensi* I, 5) que l'épée était suspendue à un baudrier passant à la naissance du cou mais nous ignorions son mode de fixation exact. M. Joachim Werner s'efforce d'expliquer l'usage d'une série d'appliques métalliques dont les unes ne sont qu'attaches de fixation, alors que le cuir du baudrier coulissait — fort judicieusement — dans les autres. D'abord permanente (début du VI^e siècle épée de Lavoye dans la Meuse) la fixation de l'épée au baudrier devient peu à peu plus souple; elle aurait permis alors de retirer aisément l'arme avec son fourreau (début du VII^e siècle. Bülach 7). Puis, au cours de la seconde moitié du VII^e siècle, seul un étroit cordon de cuir peut coulisser dans des appliques de forme pyramidale

¹ Cf. Edouard Salin et Albert France-Lanord, *Le fer à l'époque mérovingienne*, pp. 167 et suiv.

² Fondé il y a trois ans, ce laboratoire a déjà remis en état et a étudié en particulier près de trois cents damasquinures mérovingiennes échelonnées de la Savoie, à l'Alsace, aux Flandres, à la Normandie et jusqu'à la Gironde. Plus nous avançons dans ces recherches plus elles nous paraissent complexes. Une synthèse nous paraît, actuellement impossible.

fixées au fourreau. Remarquons toutefois que le mobilier de la sépulture no. 25 de Bourogne,¹ dessiné *in situ*, infirme cette hypothèse de même que la suivante: les appliques pyramidales s'échelonnent, en effet, en diagonale sur le squelette et fort loin de l'épée.

M. Joachim Werner suppose que l'épée est, alors, accrochée au ceinturon; remarquons qu'à ce moment apparaissent gardes et pommeaux de fer qui rapprochent de la main maniant l'arme le centre de gravité de celle-ci: une modification se produit certainement alors dans les conditions de l'emploi de l'épée.

L'auteur apporte des précisions sur le port du *scramasax* (le sabre droit à un seul tranchant) attaché au ceinturon par deux lanières, cependant qu'après 650 une poche, destinée à recevoir le couteau, apparaît souvent derrière le fourreau.

Retenons enfin, parmi le mobilier de la sépulture no. 18, les restes très rares (d'os et de cuir avec rivets de bronze) d'un arc de type avar (comme ceux de Stuttgart-Cannstatt et d'Eichloch en Hesse rhénane) que l'auteur croit importé d'Italie lombarde.

Voici maintenant les considérations d'ordre général évoquées ci-dessus. M. Joachim Werner — qui fut le premier à tenter de dater systématiquement les sépultures mérovingiennes — revient sur l'âge de celles de Bülach. Il confirme — et j'en suis pour ma part bien d'accord — que l'âge proposé ne l'est qu'à cinquante ans près. Il date 97 sépultures tant masculines que féminines — soit près de 30 % de celles qui furent fouillées — échelonnées, d'après lui, du milieu du VI^e siècle aux abords de l'an 700. Si j'en juge par le mobilier trouvé en France il a tendance, à mon avis, à rajeunir de près d'un demi siècle les sépultures les plus anciennes (telles que les no. 1, 4, 14 et 15). Il montre que les sépultures se succédèrent, sans interruption à Bülach pendant cent-cinquante ans au moins et qu'elles se propagèrent à peu près régulièrement du nord au sud et du centre du gîte vers ses extrémités; il n'y eut pas de groupements familiaux, mais, sans doute, quelques sépultures d'époux, rapprochées. La moitié des sépultures s'échelonnent sur un siècle au moins, l'autre moitié sur cinquante ans à peine, ce qui témoigne de 650 à 700 d'un accroissement rapide (donc en période de paix) des quelque six ou huit familles initiales. Ces familles devaient surtout se composer de paysans libres (il n'y a que peu de tombes stériles qui, chez les Alamans, sont celles des serfs) dont la condition devait, à en juger par le mobilier, être à peu près semblable; la noblesse campagnarde, en train de se constituer, ne se différençait donc guère, alors, de la masse des hommes libres.

A propos des coutumes et de l'équipement, l'auteur observe que d'importantes garnitures de ceinturon se rencontrent dans des sépultures dépourvues d'armes: *un cingulum* de qualité caractérise par excellence l'homme libre; j'ai fait, en Lorraine, la même observation à propos de sépultures des abords de l'an 700. A Bülach au VI^e siècle et au début du VII^e, le cuir étroit de ce ceinturon est muni d'une boucle de fer, de bronze ou de potin, dépourvue de plaque; puis, vers 650, apparaissent des ceinturons munis d'une plaque-boucle, d'une contre-plaque et d'une plaque dorsale, appropriés au port (à droite ou à gauche) du *scramasax* et, de l'autre côté, d'une bourse. A mon avis, il en est de même en France en avançant la date d'un demi-siècle. Vers la fin au VII^e siècle, certaines plaques, plus mouvementées, redeviennent plus étroites; de longs passe-courroies les accompagnent. L'homme porte des chaussures de cuir auxquelles le cavalier ajoute, au pied gauche, un éperon de fer ou de bronze; il a toujours avec lui un couteau, d'ordinaire un briquet, et souvent, après 650, un rasoir ce qui témoigne d'une évolution dans le port de la barbe (j'ai fait, à propos du rasoir, la même observation à Trémont dans la Meuse).

Étroite à l'origine, la ceinture féminine s'élargit et s'orne, au cours de la première moitié du VII^e siècle, d'une plaque-boucle de fer non damasquiné sans contre-plaque ni plaque dorsale (j'ai dit plus haut avoir observé le contraire en France); au côté gauche, suspendu par une chaîne ou par une courroie, pendait un petit sac de cuir ou d'étoffe, parfois orné d'une rouelle ajourée, accompagné souvent d'un couteau, parfois de ciseaux. Les femmes riches portaient des chaussures ornées de garnitures de bronze ou de fer damasquiné; la parure se compose surtout de grains de verre polychromes et de boucles d'oreilles de bronze, le port de la fibule, assez rare, cesse au cours

¹ Cf. Scheurer et Lablotier, *Fouilles du cimetière barbare de Bourogne*, Paris Nancy, 1914, pl. C.

de la première moitié du VII^e siècle (ici encore il y a des divergences avec les cimetières, plus riches, de France).

L'on ne saurait dire si (comme j'ai tendance à le supposer) l'habitat de Bülach constituait un village ou si, au contraire, il se composait d'exploitations agricoles séparées. Il importait, en particulier, des produits tels que les verres et les poteries (l'une d'elle paraît provenir de la région située entre le lac de Constance et le Danube), ainsi que les parures (les grains de collier viennent de la région rhénane ou d'Italie). On trouve à Bülach des traces certaines du commerce que l'Italie lombarde entretenait (à travers les Grisons et le col du Brenner) avec les pays almans; les influences venues du pays burgonde sont rares, estime l'auteur; on a vu plus haut, à propos des damasquinures, que ce point doit être révisé dans une certaine mesure. En tout cas, la région de Bülach était manifestement rattachée au pays alman.

Edouard Salin

J. Eisner, Devínska Nová Ves, slovanské pohrebište/Theben-Neudorf, ein slawisches Gräberfeld. Slowakische Akademie der Wissenschaften und Künste, Bratislava 1952, 414 S., 124 Taf., mit russischer und deutscher Zusammenfassung. S. 387—411.

Zwischen 1926 und 1933 wurde in der Preßburger Senke ein großer, ursprünglich wohl gegen 1000 Gräber umfassender Friedhof ausgegraben, der seiner Herrichtung und seines Inhaltes wegen großes wissenschaftliches Interesse erregte, zumal einzelne kurze Berichte die Erwartungen noch steigerten. Die politischen Verhältnisse verzögerten jedoch die Veröffentlichung und die Kriegsereignisse vernichteten wichtige Pläne, Photos und Funde, so daß die Publikation erst jetzt erfolgen konnte. Der Bericht ist ein dickes Buch geworden, in dem in mehreren Abschnitten Gräber, Einzelfunde, historische Einführung, awarische Denkmäler in der slawischen Nachbarschaft des Awarenreiches, Grabbräuche, Keramik, Schmuck, Waffen, Geräte und Werkzeuge aus Eisen, Ton, Stein, Geweih und Knochen, Fundanalyse und Gliederung nach der ethnischen Zugehörigkeit, die Denkmälergruppe von Blatnica und die Datierung des Gräberfeldes, Bevölkerungsfragen nicht nur ein gute Anschauung vermittelnde Übersicht, sondern auch ein reiches Vergleichsmaterial geboten wird. Gewiß, in der Zwischenzeit ist so manche Frage dank verstärkter Forschung beleuchtet oder geklärt worden, aber die Veröffentlichung des Theben-Neudorfer Friedhofes hat damit kaum an Bedeutung verloren.

Im ganzen wurden weit über 800 Gräber untersucht, von denen leider nur wenige gut erhalten waren. Immerhin konnten 27 Brandgräber, im südlichen Teile, und unter den Skelettgräbern gegen 90 Reitergräber unterschieden werden, die, einzeln oder in Gruppen, unter den übrigen Körpergräbern verteilt waren. Während aber die Brandgräber nur etwa 70 cm tief lagen, waren die Skelettgräber bis zu 3,4 m in den anstehenden Flußschotter eingesenkt, und die ovalen oder rechteckigen Grabgruben, bisweilen mit Holz verkleidet, erreichten gewaltige Ausdehnungen (4×3 m).

Eisner datiert das Gräberfeld zwischen 650 und 800 n.Chr. und dürfte damit das Rechte treffen. Es ist die Zeit, in der das Awarenreich, dessen Kern im Karpatenkessel lag, seinen Höhepunkt bereits überschritten hatte. Wir erkennen das auch an den Grabbeigaben. Wohl überwiegen östliche und bodenständige Formen, doch finden sich auch einzelne westliche Typen, vor allem Waffen und Rüstungsstücke, Spatha, Sax, Sporen, Schnallen u. a. Ganz besonders aufschlußreich sind die Theben-Neudorfer Keramik, aber auch die soziologischen Erscheinungen, die sich in Ausstattung und Herrichtung der Gräber ausdrücken. Der Referent wird an anderer Stelle darauf zurückkommen, weil er im einzelnen die Dinge etwas anders beurteilt als Eisner. Daß in Theben vorwiegend Slawen bestattet sind, mag wohl richtig sein, aber mit den üblichen Mitteln ist diese Frage nicht einfach zu klären. Nach dem allgemeinen Eindruck wird man besser daran tun, das Gräberfeld als slawisch-awarisch zu bezeichnen.

Alles in allem, Eisners wohl abgewogener Fundbericht und seine sachlichen Bemerkungen, seine souveräne Beherrschung auch der fremdsprachigen Literatur und seine umsichtige Darstellung verdienen alle Anerkennung, auch wenn man da und dort Eisners Auffassung nicht zu teilen vermag.

Helmut Preidel

Ernst Wahle, Deutsche Vorzeit, Benno Schwabe-Verlag Basel, 1952, 358 Seiten, 5 Karten.

Das Buch von Prof. E. Wahle „Deutsche Vorzeit“ umfaßt 360 Seiten und 5 Siedlungskarten. Davon entfallen allein fast 30 Seiten auf die Einleitung, ohne deren gründliches Studium man einer kritischen Betrachtung dieses Geschichtswerkes von ganz eigenem Gepräge niemals gerecht werden könnte. Der Verfasser weist darin eingehend auf die zahllosen, möglichen und nicht selten unvermeidbaren Fehlerquellen hin, die sich allein schon bei der Deutung, insbesondere aber bei der historischen Auswertung von Bodenfunden ergeben. — Der eigentlichen Schilderung menschlicher Geschehnisse in historischer Betrachtungsweise — und das ist wohl das Entscheidende an diesem bedeutenden Werk — fallen nur 210 Seiten zu, deren Inhalt auf mehr als halb so viel zusätzlichem Raum durch Anmerkungen und Ergänzungen gestützt wird.

Angefangen mit der Schilderung der Lebensweise eines Homo heidelbergensis führt der Verfasser seinen Faden über die verschiedenen prähistorischen Perioden hinaus, bis ins frühe Mittelalter. — Entgegen der herkömmlichen, materiellen Betrachtungsweise prähistorischer Abläufe auf Grund von Bodenfunden und der sich daraus ergebenden Typologien, steht in Wahles „Vorzeit“ der Mensch und seine geistige Kultur im Vordergrund. Materie wird nur dort eingehender dargestellt, wo sie geistig bedeutsame Errungenschaften von geschichtlicher Tragweite (z. B. Erfindung des Pfluges) erkennen läßt. Der Schau der geistigen Entwicklung kommt nicht selten, die übrigen Geschehnisse überschattend, eine so große Bedeutung zu, daß man im Einzelfalle nicht abgeneigt sein könnte, die Frage aufzuwerfen, auf Grund welcher archäologischer Indizien sich so großes Wissen bezüglich der geistigen Haltung unserer Urahnen schöpfen läßt. Sicher gelingt es in manchen Fällen, gestützt auf reiche Quellen- und Materialstudien, Aussagen bisher fehlender oder infolge leichter Vergänglichkeit überhaupt nie zu erwartender Bodenfunde richtig in das lückenhafte Wissen einzufügen, wenn auch die Beweiskraft in solchen Fällen immer vom Grad der Wahrscheinlichkeit abhängig ist. Dadurch jedoch ergibt sich für die Darstellungsweise keine ernsthafte Belastung, wenn man sich das Ziel des Buches vor Augen hält. Im Zusammenhang mit den höheren Sammlervölkern (S. 42) beispielsweise findet der Leser dieses höchst anregenden Geschichtswerkes folgende Stelle: „Das persönliche, von der Sippe unterstützte Recht an der Beute weitet sich zu einem Anspruch auf bestimmte Fangplätze. Grenzverletzungen haben Kämpfe zur Folge, die jedoch im wesentlichen nur der Vergeltung dienen und nicht auch dem Beutemachen; das letztere setzt bewegliche Werte von größerer Bedeutung voraus, und da es an solchen noch fehlt, so gibt es auch noch keinen eigentlichen Krieg.“ Dieser und ähnliche Ausschnitte sind allerdings weitgehend durch Zitate gestützt, die nicht selten kulturgeschichtlichen, dem Typologen weniger geläufigen Werken entstammen. Die Scharfsinnigkeit und schöpferische Gabe, mit denen der Verfasser Grabungsbefunde mit geschichtlichen Ereignissen oder kultureller Entwicklung zu kombinieren vermag, sind besonders hervorzuheben. — Am Rande der Betrachtungsweise liegt die Geschichte des Klimas, das als umweltbestimmender Faktor nicht nur die Pflanzen- und Tierwelt in ihrer Zusammensetzung festlegt, sondern in entscheidendem Maß auch Ursache zu geschichtlichen Ereignissen ist (Wanderungen), ganz abgesehen von der materiellen Entwicklung. Demgegenüber bietet die gewählte, dynamische Darstellungsart den Vorteil einer viel unmittelbaren, lebendigeren Wirkung auf den Leser. — Dies tritt besonders deutlich bei der Behandlung des Indogermanenproblems zutage, zu dessen Bearbeitung sich der Verfasser vorzugsweise sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse bedient. Ohne sie, auf prähistorischen Tatsachen beruhend, ließe sich dieses an sich mehr sprachwissenschaftliche — wie sich nach dem heutigen Forschungsstand der Linguistik immer mehr herausgestellt hat — denn bevölkerungsgeschichtliche Kapitel kaum schreiben.

Abschließend kann gesagt werden, daß es Prof. Wahle vorzüglich gelungen ist, den beinahe unübersehbaren, mit Problemen äußerst belasteten Fundstoff so zu beseelen, daß dieser selbst ganz in den Hintergrund rückt; aus ihm gestaltet er in großen und klaren Linien ein Geschichtswerk, das als Vorläufer einer zukunftsreichen Betrachtungsweise sowohl dem typologisch gerichteten Prähistoriker als auch dem historisch orientierten Leser aufs wärmste empfohlen werden darf.

René Wyß

M. E. Mariën, Oud België. Van de eerste landbouwers tot de komst van Caesar. De Sikkel, Antwerpen 1952. 527 Seiten mit 398 Abbildungen und einer Tabelle.

Bislang bedeutete es ein recht schwieriges Unternehmen, sich ein Bild des urgeschichtlichen Geschehens in Belgien zu verschaffen, denn es fehlte an größeren zusammenfassenden Darstellungen, und die übrigen Arbeiten — wenn wir von dem Brüsseler Katalog Loës absehen — waren über viele und oft nur schwer zu beschaffende Zeitschriften verteilt.

Der kürzlich erschienene Band „Oud België“ stellt nur einen Teil des geplanten Werkes dar; denn die Veröffentlichung über Paläolithikum und Mesolithikum ist in Vorbereitung, und es wäre zu hoffen, daß sich später noch ein Band über die römische und fränkische Zeit anschliesse.

Während fast aller urgeschichtlichen Epochen waren in Belgien Volks- und Kulturströmungen aus den verschiedensten Richtungen wirksam, bestanden entweder nebeneinander oder vermischten sich zu lokalen Gruppen. Dies wird besonders im Neolithikum deutlich. Vom Rhein her drang die Bandkeramik — in ihrer belgischen Ausprägung als Omalien bezeichnet — in das Maas-Gebiet ein. Der Verfasser sieht hierin nur eine Episode, die keine stärkere Wirkung auf die ringsum lebende Bevölkerung mit mesolithischer Wirtschaftsweise hinterließ. Ausführlich wird sodann die bergmännische Gewinnung des Feuersteins im Kreidegebiet Mittelbelgiens, besonders um Mons, geschildert, die etwa gleichzeitig mit dem Auftreten der Michelsberger Kultur begann und wohl bis in die Bronzezeit hinein andauerte. Während des Spätneolithikums herrschten im Südwestteil des Landes Einflüsse von Seiten der Seine-Oise-Marne-Kultur vor, weiter im Norden finden sich Hinterlassenschaften der unterschiedlichen Bechergruppen bretonischen, rheinischen oder nordwestdeutschen Gepräges, die teilweise auch Verzierungselemente der benachbarten niederländischen Megalithkultur übernahmen. Die Grottenbestattungen des Maas-Neolithikums sind zeitlich und kulturell noch nicht sicher einzuordnen. Interessant ist das häufige Auftreten von Touraine-Feuerstein (Grand-Pressigny) in dem an Silex so reichen Lande. In der späten Bronzezeit zeichnen sich zwei verschiedene Gruppen deutlich ab. Die sogenannte Schelde-Kultur steht in engem Zusammenhang mit Nordostfrankreich und England, während im Maasgebiet Keramik der niederrheinischen Urnenfelderkultur auftritt und die Bronzen starke Beziehungen zu Südwestdeutschland und dem Pfahlbaugebiet bekunden. Über die Deverel-Urnen Nordbelgiens und der Niederlande besteht noch keine ausreichende Klarheit. Die niederrheinische Urnenfelderkultur lebt mit ihren ärmlich ausgestatteten Gräbern auch zur jüngeren Hallstattzeit im nördlichen Landesteil weiter; Einwirkungen der Harpstedter Gruppe von Osten her sind nur sehr schwach. Im Südwesten hingegen treten Gräber mit bronzenen und eisernen Hallstattschwertern sowie mit Pferdegeschirr auf, wie sie in gleicher Form im anschließenden französischen Raum zu Hause sind. Bronzene Lanzen spitzen und schlanke Tüllenbeile reichen bis in diese späte Epoche.

Die Marne-Kultur übte während der Frühlatènezeit auf die Keramik großer Teile von Belgien einen beträchtlichen Einfluß aus, jedoch war hier im Gegensatz zur Champagne die Leichenverbrennung üblich. Südbelgien wurde von der Hunsrück-Eifel-Kultur beherrscht. Für die Spätlatènezeit liegen dann bereits in größerer Zahl schriftliche Quellen vor, die über Kultur, Wirtschaftsweise und Stammesgliederung wichtige Aufschlüsse geben. Der Verfasser zieht sie in starkem Maße heran. Bisher läßt sich die überlieferte Stammeseinteilung nach Aussage der Bodenfunde noch nicht festlegen. Germanische Einflüsse scheinen keine grundlegende Bedeutung gehabt zu haben.

Dadurch, daß der Verfasser jeweils ausführlich die größeren Zusammenhänge schildert, in welche die behandelten Gruppen einzuordnen sind, wird er dem außenstehenden Leser verständlich und führt ihn allmählich in spezielle Ergebnisse und Probleme, über die auch der Fachprähistoriker sich gerne Auskunft holen wird. Eingehende Betrachtungen über technische Vorgänge, über klimatische Verhältnisse, Wirtschaftsformen u. a. runden das kulturgeschichtliche Bild ab.

Die zahlreichen klaren Abbildungen sind zum großen Teil bisher unveröffentlicht; der Rest wurde oft schwer zugänglichen Publikationen entnommen. Für alle bedeutenden Fundstücke und

Denkmäler sind im Text die im Lande vorhandenen Parallelen aufgeführt. Viele Verbreitungskarten müssen dankbar begrüßt werden. Auf 45 Seiten stellt der Verfasser ein sehr eingehendes gut gegliedertes Literaturverzeichnis für die verschiedenen Kapitel und für eine allgemeine Übersicht zusammen. Es dürfte unvermeidlich sein, daß hier und dort Kleinigkeiten auszusetzen sind; doch fallen sie kaum ins Gewicht.

Somit bietet das vorliegende Buch in jeder Hinsicht erstaunlich viel Neues und Interessantes, und es scheint uns eine glückliche Synthese von allgemeinverständlicher Darstellung und wissenschaftlich benutzbarer Materialvorlage und Zusammenfassung zu sein. Gernot Jacob-Friesen

Axel Steenberg, Bondehus og Vandmøller i Danmark. Gennem 2000 År. Med et Bidrag af Vald. M. Mikkelsen. 325 S., 104 Abb. im Text, 76 Taf., Verlag Alfred G. Hassing Ltd., Kopenhagen 1952.

Der Verfasser hat an mehreren Orten eine Reihe von übereinander liegenden Hausanlagen untersuchen können, die zum Teil vom 18. Jahrhundert bis zurück auf einige Jahrhunderte v. Chr. führten. Jede Schicht wurde gesamthaft abgetragen, bis der Hausgrundriß offen vor den Blick trat. Wo man so graben konnte, erhielt man ein schönes Bild von der Entwicklung im Hausbau. Der Verfasser läßt uns durch seine anschauliche Schilderung sowie die zahlreichen Abbildungen, Tafeln, Schnitte und Pläne, die er beigegeben hat, vier vor dem Weltkrieg durchgeführte Ausgrabungen geradezu miterleben. Er hat sich jetzt, mit den Erfahrungen aus diesen Vorkriegsgrabungen gleichsam noch besser ausgerüstet, wieder ans Werk gemacht, um ein ganzes Dorf, das 1774 vollständig verlassen wurde, bis in die Wikingerzeit zurück auszugraben. Schon sind fünf von den 14 Bauernhöfen untersucht, und die Altertumskunde wird also in nicht allzu ferner Zeit die Entwicklung eines Dorfes von den Zeiten vor Christi Geburt bis ins 18. Jahrhundert geschildert bekommen.

Die ersten Ausgrabungen in Bolle (im östlichen Teil von Nordjütland) zeigten, daß eine Mühle und das zugehörige Wohnhaus kurz vor 1500 gebaut und vor 1581 schon wieder verfallen waren, da ein noch vorhandener Plan von 1581 in Bolle keine Mühle angibt.

Die Datierung der neben einer Eisenschmelzanlage in Bolle gelegenen Töpferöfen (tiefere Schicht) ergab für diese die Zeit 1250—1325. Bei einer weiteren Grabung 1946 konnte eine Wassermühle aus der Zeit kurz nach Christi Geburt nachgewiesen werden. Bei dieser Mühle mußte der Mahlstein gedreht worden sein, und der Verfasser hatte also die für Dänemark älteste Wassermühle mit drehbarem Mahlstein zutage gefördert. Man hatte bis dahin geglaubt, in Dänemark seien Mühlen mit drehbarem Mahlstein erst vom 3. Jahrhundert an aufgekommen. Nach diesem neuesten Fund müssen also diese verbesserten Mühlen und die alten „Reibmühlen“ mit hin- und herbewegtem Mahlstein mehrere Jahrhunderte lang nebeneinander in Gebrauch gewesen sein — ein Beispiel mehr für die Tatsache, daß Verbesserungen eines Arbeitsvorganges sich nur nach und nach durchsetzen. Wahrscheinlich ist die Handmühle mit drehbarem Mahlstein im Mittelmeergebiet erfunden worden, vielleicht als einfache Abänderung der „Reibmühlen“, bei denen der Reibstein mittels eines daran befestigten Stocks hin- und herbewegt wurde. Schon im fünften Jahrhundert v. Chr. ist in Sizilien dieser Stock zu einer Art senkrechter Achse geworden, die von einem Esel gedreht wird. In Olynthos (Chalkidike) fand man ungefähr aus der gleichen Zeit eine Handmühle mit ähnlichem Mahlstein. Zu Beginn unserer Zeitrechnung verwendete man für solche Mühlen schon Wasserkraft. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Neuerung den Dänen schon frühzeitig durch Landsleute bekannt wurde, die sich eine gewisse Zeit im Römischen Reich aufgehalten und derartige Mühlen gesehen hatten.

Die pollenanalytische Untersuchung durch Vald. M. Mikkelsen, Knud Jessen u. a. zeigte deutlich, daß der Roggen wahrscheinlich um Christi Geburt nach Norddeutschland und Dänemark kam und bis um 400 n. Chr. zur verbreitetsten Getreidepflanze geworden war. — Die Wälder waren ursprünglich reine Eichenwälder, und erst von etwa 1300 an verdrängt die Buche nach und nach diesen „urgermanischen“ Waldbaum. — Ferner ergaben sich durch Pollenanalyse die Siedlungszeiten, die oben schon erwähnt wurden: 0—400 n. Chr., dann wieder eine kurze Zeit um 1300 und

wieder etwa von 1500—1650. In den Zwischenzeiten verunmöglichte die Versumpfung (durch das Ansteigen des Grundwasserspiegels verursacht) den Ackerbau in Bolle.

In Asá, einige Kilometer östlich von Bolle, konnten Hausanlagen vom Ende des 13. Jahrhunderts bis um 1812 nachgewiesen werden. Zu bemerken ist, daß die ältesten Bauten vermutlich keine Wohnhäuser, sondern Viehställe waren.

In Peblinge sw. Seeland fand man übereinander liegend Hausanlagen aus den letzten Jahrhunderten v.Chr. bis in die neueste Zeit.

Südlich von Lemvig in Westjütland stieß man auf die Überreste eines Wohnhauses und eines Unterstandes für Schafe aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Aber diese Bauern wohnten für höchstens 200 Jahre an diesem Ort.

Das Buch ist vom Verlag gut ausgestattet, die englischen Bilderklärungen und die englische Zusammenfassung am Schluß sichern dem Buch einen weiteren Leserkreis auch außerhalb Dänemarks. Wir begrüßen zum voraus das nächste Werk des Verfassers. H. Steiger

Emil Achermann, Kleine Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. Für Lehrerseminare, Mittelschulen und zum Selbststudium. Martinusverlag Hochdorf LU, 1952. 97 S. mit 32 Abb. und Skizzen.

Das kleine Werk ist methodisch ganz ausgezeichnet aufgebaut. Es behandelt die Ur- und Frühgeschichte unseres Landes bis zur Gründung der Eidgenossenschaft. Leider hat es der Verfasser versäumt, Text und Bilder einem Fachmann vorzulegen. Es hätte so mancher Irrtum vermieden werden können (z. B. S. 43: Die Bronze verschwindet überhaupt nicht mehr bis in die Gegenwart) und verschiedene Abbildungen hätten noch rechtzeitig umgezeichnet werden können (z. B. S. 37: Dolmen und Menhir). Auch die Karte S. 12 wäre weggelassen worden (Chelles, Solutré, La Madeleine sind keine Höhlen). Für eine neue Auflage, die wir wünschbar erachten, müßte das Buch auf dem Hintergrund der vorzüglichen Anlage fachlich neu bearbeitet werden.

KK-T.

La découverte du passé. Progrès récents et techniques nouvelles en préhistoire et en archéologie.

Etudes réunies et présentées par **A. Laming**, avec collaboration de R. J. C. Atkinson, G. Bailloud, H. Balfet, P. Chombart de Lauwe, A. France-Lanord, G. Lemée, A. Leroi-Gourhan, H. L. Movius Jr, K. P. Oakley et J. F. S. Stone. Paris, A. et J. Picard & Cie., 1952. 1 vol. in-8, 363 p., 45 fig., 16 pl.

Dans le petit ouvrage que le professeur A. Leroi-Gourhan consacrait en 1950 aux fouilles préhistoriques (voir Annuaire 1951, p. 208), Madame A. Laming avait rédigé un appendice très sommaire où étaient énumérées les méthodes auxiliaires du fouilleur. Dans le présent ouvrage, elle a eu le mérite de grouper et de présenter — et, pour une part, d'adapter — des textes de spécialistes sur ces méthodes. C'est le premier livre de cette sorte en langue française, et on ne saurait trop insister sur son utilité pour tous les préhistoriens et archéologues désireux de travailler sérieusement.

Le livre de A. Laming est divisé en quatre parties dont chacune est précédée d'une introduction. Dans la première (Problèmes de détection), il est question de la photographie aérienne (Bailloud et Chombart de Lauwe), des méthodes électriques de prospection (Atkinson) et du détecteur électro-magnétique (A. Laming). Dans la deuxième partie (Le milieu en préhistoire), il y a d'abord un chapitre sur l'étude des sédiments, base de la reconstitution: les sols, les eaux, le climat, qui fait état des possibilités de l'analyse des galets, des grains de sable et de la granulométrie pour la compréhension du terrain; A. Leroi-Gourhan consacre quelques pages originales à l'étude des vestiges zoologiques; et G. Lemée (étude de la flore) décrit surtout la méthode de l'analyse pollinique et les principaux résultats obtenus, particulièrement en France.

La troisième partie (Le cadre chronologique) présente la méthode de l'analyse des cercles de croissance des troncs d'arbres (Laming), dont l'application à la préhistoire ne nous paraît pas être pour demain; M. Oakley expose la méthode — par lui remise en valeur — de la datation des fossiles par l'analyse de leur teneur en fluor, et M. Movius, celle du C¹⁴ (La datation des matériaux

archéologiques et géologiques par leur contenu en carbone radioactif), en plein essor; enfin Mme. Laming, conseillée par M. Thellier, parle de l'aimantation thermorémanentes des terres cuites, qu'on est en train de remettre aussi en honneur, avec prudence.

La quatrième partie concerne l'étude des vestiges de l'industrie humaine, qu'il s'agisse de reconstituer les voies de commerce par l'identification pétrographique des instruments en pierre (J. F. S. Stone), de préciser l'origine des silex par l'étude des microorganismes qu'ils contiennent, ou de reconstituer les techniques — si mal connues des préhistoriens — de la poterie (H. Balfet) et des métaux (A. France-Lanord).

En pensant à la Suisse dont la nature du sol est si profondément commandée par les périodes glaciaires, il me semble que plus d'une des méthodes décrites seraient d'application difficile; je pense surtout à la prospection électrique du terrain, à l'analyse granulométrique (ou plus exactement à son interprétation locale) ou aux conclusions qu'on pourrait tirer de l'analyse minéralogique des haches en pierre polie. Cela n'empêche pas que notre pays soit cité à plus d'une reprise à propos des expériences tentées chez nous par des membres de notre société (Bandi, Keller-Tarnuzzer, etc.).

En annexe pratique à cette importante série de travaux, on trouve de précieuses indications bibliographiques et des adresses de laboratoires ou de centres de recherches, ce qui doit permettre au préhistorien — dont on ne peut exiger qu'il soit un savant universel — de faire appel au spécialiste, tout en ayant une idée assez claire des exigences de la science, dont il doit être, sur le terrain ou dans son laboratoire, le très humble serviteur.

M.-R. Sauter

Carl Chr. Beringer, Die Urwelt. Die Geschichte der Erde und des Lebens. Stuttgart (Franckh) 1951. 237 S., 109 Abb., 8 Taf.

Das Buch will nicht nur ein Bild der Erd- und Lebensgeschichte, sondern darüber hinaus eine Deutung des erd- und lebensgeschichtlichen Geschehens geben. In einem ersten Hauptabschnitt: Geokosmos, wird der Leser mit den Urkunden der Erdgeschichte vertraut gemacht. Im folgenden Hauptkapitel: Biokosmos, schildert der überaus belesene Verfasser die Geschichte der Lebewesen auf der Erde. Diese Ausführungen werden durch zahlreiche, geschickt gewählte Abbildungen trefflich ergänzt. Es ist jedoch zu bedauern, daß in den meisten Fällen die Herkunft der Illustrationen verschwiegen wird. In einem Epilog vermittelt uns der Verfasser sein Weltbild. — Die Lektüre des flüssig geschriebenen Buches hinterließ dem Rezensenten einen zwiespältigen Eindruck. Nach seiner Meinung ist bei einer Einführung in die Geschichte des Lebens auf der Erde für den naturwissenschaftlich Interessierten eine strenge Trennung der Tatsachen und ihrer Interpretation nur von Vorteil.

E. Kuhn-Schnyder